

# DISKUS

## FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

MITTEILUNGSBLATT DER  
VEREINIGUNG VON  
FREUNDEN U. FÖRDERERN  
DER JOHANN WOLFGANG  
GOETHE - UNIVERSITÄT  
FRANKFURT AM MAIN E. V.

2. Jahrgang — Heft 9 Preis 10 Pfg.

November 1952

Verlagsort Frankfurt a. M.

### Présalaire oder Prémisère?

Die Diskussion an den kleinen runden Tischen der Cafés auf dem Trottoir des Boulevard St. Michel im Pariser Quartier Latin, — über die vom Sein gebrochene Existenz und die Transzendenz des Ich im Seinsgeschehen —, hat an Interesse verloren. Ein neues Thema ist auf dem Plan: das Présalaire.

Die Studenten fordern Gehälter. Der Staat soll sie zahlen, nicht als Darlehn oder Stipendium, sondern als Lohn für die Leute, die noch den Mut zu dem unlukrativen Stand des Akademikers aufbringen.

Darüber diskutiert man unter den rot-weiß gestreiften Markisen des Boul. Miche. Die Existence hat aufgehört, Theorie zu sein. Eine Studentenzeitung schreibt: „Mehr als die Hälfte der Studenten hat nicht das Existenzminimum, einer unter vier muß, um zu leben, neben seinem Studium arbeiten, die Zahl der Tuberkuloseerkrankungen ist fünf bis sechs mal größer als unter der übrigen Jugend...“

Diese Sorgen haben wir in Deutschland seit 35 Jahren. Wir haben auch schon Erfahrungen gesammelt, wie man ihnen zu Leibe geht. Wenn anderswo ein Plan auftaucht, den wir noch nicht besprochen haben, sind wir natürlich mißtrauisch. Aber ist unsere Praxis vorbildlich? — Vielleicht ist es besser, zunächst zu sehen, wie die französischen Studenten auf die skurrile Idee vom Présalaire gekommen sind.

Die Gefährdung ihrer wirklichen Existenz hat sie viel rascher und viel mehr als ganze Gruppe betroffen, als dies in Deutschland der Fall gewesen ist. In den seltensten Fällen bezieht in Frankreich ein Student die Hochschule, der nicht über einen für die Studienzeit gesicherten Wechsel verfügt. Es gibt — oder es gab bisher — also eine geschlossene soziale Schicht der Studenten, der nicht, wie seit dem ersten Weltkrieg in Deutschland und anderen Ländern, jene andere Gruppe entgegenstand, die sich ihr Studium ganz oder größtenteils selbst verdient. So erkennt die Öffentlichkeit noch einen „Stand“ der Universitätsleute an, der seinen Platz im öffentlichen Leben hält, und der nun, in den letzten Jahrzehnten, sich auch syndikalistisch zu organisieren begonnen hat. Man setzt ihn in Paris etwa zwischen Bourgeoise und Bohème an. Es ist ein Stand mit fest umrissenen Lebensstil, „standesgemäß“ ist dem französischen Akademiker nicht gerade die Kneipe, wohl aber der Apéritif, der Café noir und die Opéra, ohne daß solche Ansprüche provozierend wirken.

Aber das Sparkapital des Vaters, die bisherige Grundlage des Studiums, ist heute dahin. Der Preisindex ist seit 1938 auf das Dreiundzwanzigfache gestiegen, der Lohnindex dagegen nur um das Zwölffache, und diese Erhöhung betrifft zum größten Teil die niedrigsten Stufen der Löhne und Gehälter. Rund 80 Prozent der Steuern gehen zu Lasten der Lohn- und Gehaltsempfänger, beziehungsweise der Konsumenten. Ersparnisse und festgelegte Vermögen sind also durch die Inflation zerstört. Die einzige Bevölkerungsschicht, die heute ihre Kinder auf die Universitäten schicken könnte,

wären noch die Gewerbetreibenden und die selbständigen Kaufleute. Die akademische Tradition der Beamten und der Akademiker wäre abgerissen.

Diese wirtschaftliche Revolution trifft die größte Mehrheit der Studenten. Sie fühlen sich als Gruppe, als Stand betroffen — durchaus nicht als eine Masse verlorener Individuen, die nun einzeln ausziehen müssten, um nach deutschem Vorbild sich ihr Brot als Werkstudenten zu verdienen. Und so sehr es bei uns auch schon zur natürlichen Ordnung zu gehören scheint, daß der Student vormittags, wann immer die Gelegenheit günstig ist, Kohlen ablädt, oder abends in Lokalen Rasierklingen verkauft — es täte uns gut, zu begreifen, daß diese kleinmütige Anerkennung des desorganisierten Elends als Durchgangsstadium der Akademikerexistenz, diese „im Sein gebrochene Existence“, genau die Transzendenz des Ich im Seinsgeschehen darstellt, die als schreckliche Möglichkeit so erregt unter den rot-weiß gestreiften Markisen des Café Départ diskutiert wurde. Und daß die Forderung der französischen Studenten nach dem Présalaire jedenfalls das eine nicht mitmacht: den Konformismus mit der Mißachtung des Geistes. Werkstudentenleben — dergleichen wäre für Pariser Studenten nicht das Leben, sondern ein fremdes, aufoktroiertes, das nur den Prozeß der Selbstentfremdung weitertreibt.

Die Diskussion um das Présalaire setzt darum schlankweg voraus, daß der studentische Stand Recht auf ein Gehalt während der Studienzeit hat. Man fürchtet nur die Gefahr der Abhängigkeit vom öffentlichen Anspruch — eine Gefahr, die das Studium zu einer bloßen Berufsausbildung machen könnte. Man rechnet zwar damit, daß die starke Position der Universität im Leben der Nation den unmittelbaren Einfluß des Staates verhindern könnte. Aber selbst wenn das bestehende Syndikat aller Studenten sich in ein Syndikat der Universitäten umwandelte, entsteht eine Reihe von Problemen, die noch nicht übersehbar sind. Immerhin ist nach drei Jahren der Vordiskussion das Projekt so weit gediehen, daß es jetzt der Nationalversammlung als Gesetzesentwurf vorgelegt werden konnte.

Daß derartige Projekte bei uns völlig indiskutabel sind, wird vermutlich das allererste sein, was man hierzulande als Reaktion auf solche Informationen erwarten darf. Zu tief sitzt uns schon das Bewußtsein vom trennenden Gegensatz zwischen Gebildeten und „Ungebildeten“. Der einzige Berechtigungsausweis des Akademikers soll seine individuelle Leistung sein. Auf sie auch nur einen Vorstoß zu erhalten, wäre das Vorrecht der fleißigen Begabten, die schon früh die entsprechende Garantie in ihrer Person zu bieten scheinen. „Durchhungen“ bliebe also die deutsche Parole, während die Autoren des Présalaire nicht einmal davon sprechen, daß das „vorläufige Gehalt“ später zurückgezahlt werden soll.

Da ist es schon eine Überraschung, wenn auf der Tagung, welche die Leiter der westdeutschen Studentenwerke im Oktober in Tübingen abhielten, einmal gesagt worden ist, es komme darauf an, der großen Mehrzahl unserer schwer ringenden Studenten zu helfen“. Das klingt wie eine Absage an das romantische Ideal des Werkstudenten, der in seiner Doppelsexistenz zwar leider sein Fach nur mit einem unrentablen Aufwand an Energie und ohne die Ruhe, die zum Denken eigentlich gehört — aber angeblich zugleich auch das Leben kennen lernt. Man begreift also, daß hier geholfen werden muß, oder, könnte man wohl auch sagen, daß der gegenwärtige Zustand ein Unfug, ein Chaos ist, schlechthin eine Überanstrengung, die mehr schadet als nützt. In Tübingen einigte man sich auf ein Richtlinienprogramm, das den Studenten der mittleren Semester mit Stipendien, den Examenssemestern mit Darlehn aushelfen will. Etwa vom 3. Semester ab soll also wirklich studiert werden dürfen, mit ganzer Hingabe an die Wissenschaft; sagen wir bescheidener: an die Materie. Aber der Anfang soll der gleiche bleiben: „jeder sehe, wie ers treibe“, und wenn er



... und in Paris

sich wacker durchgeschlagen hat, Lebenserwerb und Vorbereitung für die Fleißprüfung oder welchen Namen diese Zulassung dann immer erhalten mag, erfolgreich miteinander vereinigen konnte, dann soll er gefördert werden. In aller Stille ist dabei verloren gegangen, was nach anderer Auffassung diese ersten Semester auch ausfüllen sollte: das Bekanntwerden mit der „Wissenschaft“ überhaupt, mit der universitas, die auch in Pflichtvorlesungen eines „studium generale“-Planes sich unter solchen Umständen wieder auf den Stoff der Fleißprüfung reaktivieren müßte, statt die Schule des kritischen Denkens zu werden.

Ob man sich in Tübingen über solche Konsequenzen klar war? Eine Ahnung von der Unzulänglichkeit dieses Planes dürfte es gewesen sein, die zwei Ergänzungsvorschläge zur Diskussion brachte: einmal die Idee, daß die Geschäftsführer der Studentenwerke künftig sich als „Sozialkuratoren“ fühlen sollten, denen die Erziehung der unterstützten Studenten zu Staatsbürgern obläge. Waren die Herren über solches Ansinnen einer unabgegrenzten Ausweitung ihrer bisherigen Verwaltungstätigkeit ehrlich entsetzt, so wurden sie sich doch einig über die Zweckmäßigkeit des anderen Vorschlags: daß die Unterstützten angehalten sein sollen, in einer Art von Ehrenpflicht Aufgaben der studentischen Selbstverwaltung zu übernehmen.

Da ist dann unversehens an die Stelle der Wissenschaft die „Gemeinschaft“ getreten, zu der erzogen werden soll. Es brauchte nicht weit zu führen, und schon wären wir bei den nicht ganz einfachen Fragen, ob eine solche Durchsetzung der Selbstverwaltung mit Studenten, die dem Studentenwerk ehrenverpflichtet sind, nicht bereits ein gut Stück auf dem Wege vorankäme, der zu der Pflicht der Sowjetstudenten geführt hat, sich „gesellschaftlich zu betätigen“ — so nämlich, wie es die Behörde verlangt.

Ziehen wir ein letztes Mal den Vergleich mit dem, was bei uns verblasene Utopie scheint, und in Frankreich Gesetzesentwurf werden konnte: Dort ist das Bewußtsein ungebrochen, daß die Akademiker ein sehr wichtiger Teil der Nation sind, sowohl als hochqualifizierte Spezialisten, deren Ausbildung im Interesse der Nation nicht weniger als in ihrem eigenen liegt, wie auch als ihre Wortführer in Sachen der Politik und — nicht zuletzt — der Humanität. Bei uns kommt man nicht los von der Vorstellung, daß die Akademiker durch die Ungunst irgendwelcher Umstände ins Hintertreffen geraten sind, und daß man ihnen helfen muß, wie den Sozialrentnern, Flüchtlingen und anderen Geschädigten — immer auf der Grundlage von Leistung und Voroder Gegenleistung, oder, schlimmerenfalls, des verlorenen Zuschusses.

Aber so kommen wir nicht weiter. Dies Prinzip der Leistung gilt nicht für Berufe, in denen „Karriere“ nur für wenige offen steht, wie für Lehrer, Kassenärzte und andere. Und das Prinzip des verlorenen Zuschusses wird über kurz oder lang nichts dagegen ausrichten können, daß Berufe, die nur mit solcher Hilfe existieren können, verfallen und gemieden werden — zum Schaden unseres Volkes.

Hans W. Nicklas  
2 Stück



Studenten in Frankfurt, 16 Uhr ...

Untermainka!  
104 Bibliothek

# Deutsch-Israelische Verträge

Von Franz Böhm

Vor wenigen Wochen sind von Bundeskanzler Adenauer, dem israelischen Außenminister Sharett und dem Repräsentanten der Jüdischen Weltverbände Dr. Goldmann drei Abkommen unterzeichnet worden. Ihr Gegenstand ist die Wiedergutmachung der materiellen Schäden, die den Opfern der nationalsozialistischen Judenverfolgung erwachsen sind.

Diese Abkommen sind die ersten völkerrechtlichen und internationalen Verträge, die von der Bundesrepublik nach der Wiedererlangung ihrer außenpolitischen Souveränität abgeschlossen werden. Sie stehen am Beginn eines neuen Abschnittes deutscher eigenstaatlicher Betätigung. Möge dieser äußere Umstand eine gute Vorbedeutung sein!

Der Anlaß, der diese Verträge notwendig gemacht hat, ist schrecklich. Er ist das schwärzeste Ereignis der deutschen Geschichte, ein Verbrechen. Als es begangen wurde, befand sich die Staatsgewalt im Besitz unermeßlicher Machtmittel. Als der Tag kam, an dem damit hätte begonnen werden können, es zu sühnen, hatte Deutschland seine politische Selbstbestimmung verloren. Das deutsche Volk war damals nicht nur materiell außerstande, die überlebenden Opfer zu entschädigen, es war auch politisch außerstande, den bloßen Entschluß dazu zu fassen. Damals sah es so aus, als werde die Wiedergutmachung dem deutschen Volk von außen her, etwa im Friedensvertrag, von den Besatzungsmächten auferlegt. Die ersten Wiedergutmachungsgesetze waren denn auch alliierte Gesetze.

Erst die Errichtung der Bundesrepublik schuf die Möglichkeit, eine deutsche Initiative zu entfalten. Sie wurde wahrgenommen. Am 27. September 1951 erklärte der Bundeskanzler namens der Bundesregierung vor dem Bundestag: „Im Namen des deutschen Volkes sind unsagbare Verbrechen begangen worden, die zur moralischen und materiellen Wiedergutmachung verpflichten . . . Die Bundesregierung ist bereit, gemeinsam mit Vertretern des Judentums und des Staates Israel, der so viele heimatlose jüdische Flüchtlinge aufgenommen hat, eine Lösung des materiellen Wiedergutmachungsproblems herbeizuführen.“

Der nächste Schritt war, daß sich die Regierung des Staates Israel, die ihre Ansprüche zunächst bei den vier Besatzungsmächten angemeldet hatte, bereit erklärte, auf der Grundlage der Kanzlererklärung in unmittelbare Verhandlungen mit der Bundesregierung einzutreten. Ferner schlossen sich mit wenigen Ausnahmen die Jüdischen Verbände in aller Welt zu einer gemeinsamen Organisation, der Conference on Jewish Material Claims against Germany zusammen, um in Verhandlungen mit der Bundesregierung die individuellen Interessen der jüdischen Verfolgten wahrnehmen zu können. In der letzten Märzwoche 1952 traten die Delegationen der Bundesrepublik, des Staates Israel und der Weltverbände im Haag zusammen, um über die geltend gemachten Forderungen zu verhandeln.

Anders verliefen die Dinge jenseits des Eisernen Vorhanges. Der Staat Israel hatte sich auch zu Verhandlungen mit der Karlsruher Regierung bereit erklärt; eine Antwort hat er niemals erhalten.

Im Haag ist folgende Lösung versucht worden:

1. In einem Abkommen mit den Verbänden sagt die Bundesregierung zu, die bestehenden deutschen Wiedergutmachungsgesetze in bestimmter Weise auszubauen.
2. In dem Abkommen mit dem Staat Israel verpflichtet sich die Bundesrepublik zur Zahlung einer Summe von 3 Milliarden DM als Ersatz für die Eingliederungskosten, die dem Staat Israel durch die Übernahme verfolgter Juden erwachsen sind oder noch erwachsen werden. Diese Summe soll in Form von Warenlieferungen nach Israel transferiert werden.
3. In einem dritten Abkommen, das wiederum mit den Weltverbänden abgeschlossen wird, verpflichtet sich die Bundesrepublik zur Zahlung einer Summe von 450 Millionen DM, die von den Verbänden für die Unterstützung, Eingliederung und Ansiedlung jüdischer Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung außerhalb Israels verwendet werden sollen. Auch diese Summe wird an den Staat Israel gezahlt, der sie zur Warenbeschaffung verwendet und den Gegenwert an die Verbände weiterleitet.

Die Zahlungen an Israel erstrecken sich auf einen Zeitraum von 14 Jahren, der aber durch vorzeitige Leistung aus Anleihemitteln abgekürzt werden kann.

Zu diesen Vertragsleistungen treten noch die Leistungen hinzu, die auf Grund der bereits bestehenden oder nach Maßgabe der Deutschlandverträge auszubauenden Rückerstattungs- und Entschädigungsgesetzgebung zu bewirken sind oder bereits bewirkt wurden.

Ebenfalls außerhalb der Verträge hat sich die Bundesrepublik bereit erklärt, einen Betrag von 50 Millionen DM für die Unterstützung notleidender Opfer der Judenverfolgung bereitzustellen, die sich nicht zum jüdischen Glauben bekennen und deshalb nicht von den Verbänden betreut werden. Diese Summe wird die Bundesregierung selbst verwalten und verwenden.

Alle diese Leistungen zusammengenommen vermögen bei weitem nicht den ganzen Umfang der materiellen Schäden auszugleichen. Das würde unsere Leistungskraft übersteigen.

Auf der anderen Seite setzt aber eine wirkliche Wiedergutmachung voraus, daß eine äußerste Kraftanstrengung gemacht und bis an die Grenzen der Leistungsfähigkeit herangegangen wird. Diese Grenzen zu erkennen, ist nicht nur eine Frage des guten Willens. Denn die Bundesrepublik hat eine nicht unerhebliche Schuldenlast zu bewältigen und ist verpflichtet, einen für ihre Verhältnisse gewaltigen Verteidigungsbeitrag aufzubringen. Weder politisch, noch moralisch, noch rechtlich hätte es verantwortet werden können, die deutsche Wiedergutmachung einseitig auf Kosten anderer Gläubiger der Bundesrepublik aufzubringen. Auch haben wir im eigenen Land Millionen von Flüchtlingen zu versorgen und vielerlei Not zu steuern. Die Frage des richtigen Maßes war die schwerste Frage, die in den Verhandlungen zu lösen war. Ob sie richtig gelöst worden ist, kann nur die Zukunft zeigen. Daß sie aber im Geist ernsthaften Wiedergutmachungswillens, in gewissenhafter Rechtsgesinnung und in sorgfältiger Abwägung aller Zusammenhänge gelöst worden ist, möchte ich glauben.

Worin besteht die Bedeutung der Verträge?

Für uns Deutsche knüpfen sich an ihren Abschluß weitgespannte Hoffnungen, Hoffnungen, die von den Juden und von der Welt vielleicht als anstößig empfunden werden können. Es handelt sich nicht darum, daß wir eine Schuld von uns abschütteln, daß wir uns von ihr durch materielle Opfer loskaufen wollen. Aber das Bewußtsein einer Schuld wirkt auf ganze Völker anders als auf Einzelne. Es wirkt nicht reinigend und nicht zum Guten; Völker richten sich nicht an Bedrückendem, sie richten sich an Zielen auf.

Wir können das Geschehene nicht wieder ungeschehen machen. Aber was wir können, ist dieses: Wir können unserer Zeit unseren Stempel aufdrücken wie Hitler der seinen seinen Stempel aufgedrückt hat. Der Abschluß dieser Verträge ist ein Beginn. An die Tatsache dieses Beginns knüpfen sich unsere Hoffnungen. Möge der Wille, der sich in diesem Vorgang kundtut, der Leitwille unserer deutschen Zukunft sein! Und wenn es auch lange dauern mag, bis die Wunden vernarben und die Anklagen verstummen: unsere eigenen Kinder und Enkel und die Kinder und Enkel der Verfolgten sollen sich einst an diesen Beginn mit guten Gedanken erinnern und seine Folgen segnen.

## Kandare für Studenten

Der „Entwurf einer Disziplinarordnung für die Studierenden der . . .“ — also ein scheinbar höchst langweiliges Papier ist uns zur Kenntnis gekommen, das keinen Studenten so bald anzugehen scheint, der nicht zu Streichen eine unzählbare Neigung verspürt. Aber es ist ein recht interessantes und gefährliches Dokument, das da ein Verfahrensrecht für alle westdeutschen Hochschulen — Universitäten, Hochschulen für bildende Künste, usw. — vorschlägt, und im Auftrag der Rektorenkonferenz von einer Kommission

als zweiter Entwurf vorgelegt wird, nachdem der erste durchfiel.

Ob es so gewollt oder unbeabsichtigt — dieser Entwurf (den man mit seiner Begründung zusammen beurteilen muß) würde den ersten Präzedenzfall einer radikalen Mißachtung des Sinns studentischer Selbstverwaltung darstellen und bei jeder weiteren Entwicklung der Hochschulpolitik die Zweckmäßigkeit einer entschlossenen autoritären Verwaltung empfehlen. Die „Hochschule als Gemeinschaft der Lehrer und Erzieher“: das spricht den Studenten ihr akademisches Bürgerrecht ab und macht sie zu Benutzern einer Anstalt für Lernzwecke. Es kann nicht wundernehmen, daß unter diesen Studierenden des weiteren „unliebsame Elemente“ vermutet werden (nämlich den Hochschulbehörden und ihrer Autorität unliebsam), daß die Furcht geäußert wird, in bestimmten Umständen „erlitte das Ansehen der Hochschule gerade in den Augen der Studierenden eine empfindliche Einbuße“; daß es empfehlenswert erscheint, wenn „dem Prinzip der akademischen Würde noch nachträglich gewichtiger Nachdruck verliehen wird“; daß als höchste Gefahr signalisiert wird, wenn „die studentischen Beisitzer u. U. die Funktion des ‚Züngleins an der Waage‘ bekommen könnten; daß mit Vergnügen festgestellt wird, eine „Verfolgungsverjährung für Disziplinschwierigkeiten“ sei nicht vorgesehen (so daß also eine spätere Wiederaufnahme des Studiums sich bequem verhindern ließe), während so etwas wie Bewährungsfrist gar nicht erst in Erwägung gezogen ist.

Zwar sind diese Zitate sämtlich aus der „Begründung“ entnommen, und es ließe sich dagegen sagen, daß sie und ihr Geist vielleicht nicht als verbindlich für die spätere Auslegung der Verfahrensordnung zu gelten brauchte. Aber sie ist es zwangsläufig, etwa wenn das Disziplinargericht aus 2 Hochschullehrern und nur einem Studenten oder einer Studentin (als Beisitzer) zu bilden wäre. Wo gerade in solchen Grenzfällen die Selbstverwaltung der Studentenschaft ihren Sinn erfüllen und die eigene Verantwortung sich ühend an Reife wachsen könnte, soll sie das Beisitzen, oder Nachsehen haben. Und man wird umgekehrt das Mißtrauen hegen dürfen, daß Verstöße gegen die Selbstverwaltung der Studenten von einem so zusammengesetzten Gericht regelmäßig als Bagatelle beiseitegeschoben werden, so daß die Selbstverwaltung als ganze allmählich zur Bagatelle werden kann.

Daß ein Beamter ein Disziplinarverfahren gegen sich selbst beantragen könnte, um sich gegen falsche Anschuldigungen zu verwehren, ist allgemein vorgesehen — aber nicht für Studenten nach diesem Entwurf. Wie es scheint, rechneten die Verfasser mit einer grundsätzlichen Opposition der Studentenpartei gegen die soi-disant Partei „der Lehrer und Erzieher“; so daß sie für unwahrscheinlich hielten, irgendein Studierender werde ein solches übliches Recht für sich beanspruchen wollen. Eine gleiche Achtlosigkeit spricht aus dem Paragraphen, der wohl Hochschullehrer aller westdeutschen Hochschulen als Beistand zuläßt, aber den Beistand von Studenten oder Assistenten auf die gleiche Hochschule beschränkt. Das bedeutet, daß die Behandlung eines Falles, der an einer anderen Hochschule sich ereignete, in einer für den Angeschuldigten nachteiligen Art beschränkt wird.

Es ließe sich diskutieren, ob es überhaupt zweckmäßig ist, eine für alle, in Aufbau, Zusammensetzung, Lehre und Tradition so verschiedenen westdeutschen Hochschulen verbindliche Disziplinarordnung zu schaffen. Sicher ist, daß dieser Entwurf das unterste Maß an Selbständigkeit und Autonomie für das beste und richtige ansieht. Daß er aber anscheinend völlig vergessen hat, welchen Sturm der Entzündung und welchen Widerstand seine Einführung provozieren würde, etwa an einer Hochschule wie der Technischen Universität in Stuttgart, deren Disziplinargericht heute mit einem Professor und vier Studenten besetzt ist, und dessen Arbeit man sich als Gegenbeispiel erst einmal ansehen sollte, bevor alles so radikal über einen Roßkamm geschoren würde.

Daß die Studenten mit einer solchen Disziplinalgewalt prächtig im Zaun zu halten wären, wollen wir keineswegs bezweifeln — wohl aber, ob man Menschen so zureiten sollte, daß sie sich später „rückhaltlos“, als Gefolgschaft für diejenigen eignen, die Selbstverwaltung, Selbstverantwortung, Demokratie und all dergleichen für Mumpitz halten.

DISKUS

IM LEBEN ENTSCHIEDEN DIE RESERVEN!



FRANKFURTER SPARKASSE VON 1822

(Polytechnische Gesellschaft)



Älteste, mündelsichere Sparkasse in Frankfurt am Main

Hauptstelle: Neue Mainzer Straße 49—53

Fernsprechsammelnummer: 90101

Zweigstellen in allen Stadtteilen

Herausgeber: Bernard Claudé, Hans Gierschick, Wilhelm Hick, Nikolaus Schultis, Robert Stern. Für die Redaktion verantwortlich: Politik, Wirtschaft und Ausland, Karl-Heinz Liebe; Ost-West-Fragen und Sport, E. W. H. Lamprecht; Universitäten und Presse, Beate Schmidt; Literatur und Kunst, Hans Wilhelm Nicklas; Wissenschaften, Alexander Böhm.  
Geschäftsführung: Peter Götz, Anzeigenverwaltung: Heinrich Götz, Frankfurt a. M., Rheinstraße 7.  
Druck: Druckerei Dr. Zühlendorf, Frankfurt a. M., Eckenheimer Landstr. 60b, Tel. 5 11 78. Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 17, Tel. 7 00 91, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seiner Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt der Redaktion.  
Abonnements zum Preise von DM 1,— für Wintersemester 1952-3 und Sommersemester 1953 schriftlich bestellen unter Einsendung des Geldes an die Geschäftsführung: Rheinstraße 7.

## ... heiter die Kunst

Zu Protesten ist es zu lange her. Umso nötiger ist das Eingedenken, weil das Vergessen gar zu beflissen ist und eine Neigung zur Rückkehr auf den Höllenweg zeigen könnte. Werner Krauß spielt in diesen Tagen in Frankfurt, in Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“. Der große Schauspieler, der am Burgtheater rehabilitiert ist, den die Gewerkschaften zu den Ruhrfestspielen eingeladen haben, und dessen größter Leistung heute taktvoll nicht mehr gedacht wird: vier Juden in einem Film (er hieß „Jud Süß“) darzustellen. Er soll damals nach Warschau ins Ghetto gefahren sein, um sich die Darzustellenden so elend und von der Menschheit verlassen anzusehen, wie er sie dann spielen wollte. Man kann es sich vorstellen, wie Krauß zumute war, wenn man in einer alten Rezension liest, daß er, beim Studium der Rolle Virchows für einen Film, „wochenlang in der gebückten Haltung Virchows durch die Straßen Berlins ging — der vollkommen verwandelte Mensch, ausgelöscht in seiner Privatexistenz, die Leib gewordene Rolle“. Welch ein Erlebnis muß es für den Mimen gewesen sein, sich in einer zwiefach, komödiantisch und menschlich, ausgelöschten Existenz einzuüben, um sie als das Schlechte schlechthin dem erschütterten Publikum vorzuspielen! Es hat ihm in dieser Rolle gefallen und noch kurz vor dem Kriegsende brachte er in Wien einen Shylock auf die Bühne, der die braunsten Nazis fahl werden ließ. Sein Theaterzauber reicht tief in unsere Wirklichkeit hinein. Auch die Rolle seiner eigenen ausgelöschten Privatexistenz hat er mit solcher Überzeugungskraft gespielt wie nur je einen Lear oder Richard III. Wir glauben es ihm, daß er auch die Reue tief und aufrichtig erlebte, die er — ein in seiner Laufbahn Gebrochener — vor zwei Jahren in Berlin zeigte, wo man ihm die Bühne, die ihm die Welt bedeutet, nicht gönnen wollte.

Der Reue weiß, daß auch sein Bekenntnis die Schuld nicht auslöscht. Aber wir haben ein theatersüchtiges Publikum, mit samt den Helfershelfern von Geschäftsleitung und Rezension, das ihm die Schuld auf andere Weise erläßt: weil er ein großer Künstler ist, soll das Getane ungeschehen sein. Der Kunstfetischismus umhüllt ihn wie ein Feuerzauber, der ihm schließlich selbst vergessen hilft, wozu er sich lieb. Es ist alles wieder gut! Der Emigrant Thomas Mann wird in der gleichen Hauptmann-Festwoche eine Rede halten und Kollege Müthel, der damals am Burgtheater die Regie im „Kaufmann von Venedig“ führte, wird Gedichte rezitieren. Reue ist auf den Festspielen nicht am Platz. Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren. omnes

## Xeniseologie

Den Sirenen des Odysseus wie noch den Prospekten der Verkehrsvereine hat der Fremde immer als ein mögliches Objekt gegolten, das zerfleischt, gerupft oder zur Geldausgabe veranlaßt werden sollte. Uralt ist die Scheidung in Gast und möglichen Feind oder auch Beute — „salve!“ oder „cave canem!“ wurde ihm zugerufen, es sei denn, Hinterhalt und Falltür bzw. die Töchter des Hauses leisteten das Ihre. Unkritisch wird aber selbst ein so altersgeheiliger Tatbestand nicht als Gegenstand einer Wissenschaft übernommen werden dürfen, die, jüngst an unserer Universität begründet und mit eigenem Institut versehen, sich die Erforschung des Verkehrs zum Ziel setzt, der für die Fremden eigens organisiert worden ist. Zum Begriff des Fremden gehört heute das Gefühl der Fremdheit, das enorm zugenommen hat, und aus dem vieles von dem Drang sich erklärt, der neuerdings jedermann treibt, sich vor Augen führen zu lassen, wie romantisch verträumt die „Schatzkammer Deutschland“ (diesjähriges Schlagwort der Werbung) trotz allem und überall außer am eigenen Wohnort geblieben sei. Aber schon ehe die Wissenschaft ihnen zu Hilfe kommen konnte, macht selbst den Ansässigsten, nämlich den Hoteliers, die neueste dialektische Negation ihrer Negation — eben des Fremden — Kopfschmerzen: Bahn, Auto, Bus und Zelt haben den Ahasver zum Kollektivphänomen werden lassen, und das alte Schimpfwort „fahrendes Volk“ trifft heute weniger die Zigeuner, als daß es eine sachlich exakte Bezeichnung wäre für die Amerikaner und schlechthin alle Nationen, deren ehemals bürgerliche als Reisegesellschaft neu zusammenrückt. Vollends ist der Grund-

begriff der Fremdenverkehrswissenschaft einer phänomenologischen Erfassung dringend bedürftig, seit die sittsame Scheidung zwischen fremd und „von hier“ in den Stürmen der neuen Völkerwanderung von Heimatvertriebenen und Flüchtlingen niederbrach und wir gezwungen wurden, einmal zu bedenken, was „Überfremdung“ denn eigentlich bedeute.

Die Xeniseologie (Wissenschaften sollten auf griechische Namen halten!) also, will sie ihrem Anspruch gerecht werden, findet bei älteren Schwestern — Philosophie, Sprachwissenschaft, Soziologie und Geschichte, Ethnologie und Ökonomie — das Rüstzeug und die Modelle, wie die Probleme zu stellen seien. Daß es der Präsident der deutschen Fremdenverkehrsverbände war, der zur Gründungsfeier des Instituts am 11. Oktober Seine Magnifizenz, den Rektor der Universität, einlud, und nicht umgekehrt, mag als ein Etikettfehler angesehen werden und nicht als ein Omen, daß jene rosigen Fata morganas, welche dem Fremdenverkehr die heimische Geschichte als Operette, die Bevölkerung als treuherzigen Menschenschlag, und das aussichtsversprechende Geschäft als Jahrtausendfeierheimatfestspiele vorgaukeln, der neuen Disziplin die klare Sicht verwirren könnten. Hoffen wir, daß man unter Xeniseologie nicht die Wissenschaft von den potemkinschen Dörfern verstehen wird, sondern auch die Kritik an einer deutschen Ideologie, die neuerdings auf Touren gekommen ist.

P. S. Hebel

## Nicht offiziell

In der Aula der Universität Frankfurt ist Mitte Oktober eine „Festwoche“ veranstaltet worden. Die schlesischen Landsmannschaften und die Eichendorff-Gilde feierten das 250jährige Bestehen der Breslauer Universität. Sie hatten uns die Ehre gegeben und nicht der Universität Köln, die schon vor Jahren die Patenschaft für die schlesische alma mater übernahm, und der wir das Recht zur Veranstaltung eines solchen Jubiläums nicht hätten streitig machen wollen. Die Kölner meinten, eine solche Feier sei erst im Jahre 2061 fällig. Für sie, d. h. vor allem für die in Köln lehrenden Breslauer Dozenten — fand die Gründung erst 1811 statt, als nämlich die alte Universitas Viadrina von Frankfurt an der Oder nach Breslau verlegt und ihr bald darauf die 1702 gegründete Breslauer Jesuitenhochschule Leopoldina einverleibt wurde.

Der Hauptredner, Prof. Brzoska, verteidigte die Ansicht, daß nur das Jahr 1702 als Gründungsjahr in Frage käme. Jenes Jesuitenkolleg sei bereits eine Universität gewesen. Es sei nicht wahr, rief er aus, daß die alte Leopoldina nur zwei Fakultäten umfaßte. Zweieinhalb seien es gewesen! Denn habe das ins civilis auch nicht auf dem Lehrplan gestanden, so sei doch das kanonische gelesen worden, woraus sich ergebe, daß zumindest eine halbe juristische Fakultät existierte.

Der Unklarheit über das Gründungsdatum entsprach die Vorgeschichte der Festwoche. Es hieß, der Bundespräsident habe sein Erscheinen zugesagt, und desgleichen sämtliche deutschen Universitätsrektoren. Zur Veranstaltung selbst aber waren weder Prof. Heuß noch viel Rektoren zugegen. Statt dessen wurde eine Anzahl von Grußbotschaften, darunter auch eine von der juristischen Fakultät unserer Universität, verlesen.

Aber verwirrender waren die geschichtsphilosophischen, z. T. geradezu geopolitischen Theorien, die in den verschiedenen Referaten zum Ausdruck kamen. War es nun der österreichische Katholizismus oder der preußische Drang nach Südosten, war es die Konkurrenz oder das Zusammenwirken mit Prag in der „geistigen Kolonisierung“ des polnischen „Raumes“, was Breslau so bedeutungsvoll gemacht hat? Derlei Phantasien aus dem XVIII. Jahrhundert fortzusetzen, verzichtete der letzte frei gewählte Rektor der Universität Breslau, Geheimrat Prof. Dr. Helfritz, um in seiner Festrede den großen Gelehrten, die seit 1811 dort gewirkt haben, ihr Recht werden zu lassen.

Ein Untergrund von Ressentiment gegen den Staat, der heute Schlesien annektiert hat, war bei solcher Gelegenheit nicht zu vermeiden. Aber dem Herrn Bundesverkehrsminister Hans Christoph Seeborn war es vorbehalten, eine Situation äußerster Peinlichkeit heraufzubeschwören. In gesteigerter Erregung versicherte er, daß Europa nur so weit reiche, wie deutsche Menschen siedelten und in Freiheit lebten. Die Politiker im Westen müßten Buße tun, weil sie das verkannt hätten. Das Publikum applaudierte lebhaft und fühlte sich als „Kulturträger“, nicht ahnend, daß diese Tradition blinder Überheblichkeit es war, die uns zu so schlechten Nachbarn Polens machte und die letzten Endes mit Schuld ist an dem Unglück, das über die Polen und ihr Land gekommen ist.

Die Universität Frankfurt hatte keinen offiziellen Anteil an dieser „Festwoche“, als hätte man gehaut, welch schlechten Dienst sie einer guten Sache erweisen würde.

Helmut Lamprecht.

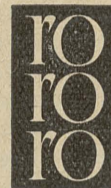
## „Unter Eid“

Unser Spitzenartikel der letzten Ausgabe erfordert noch einen Nachtrag. Er hatte bei einer Reihe von Lesern teils wegen des Themas, teils auch wegen des Verfassers Mißfallen erregt, und man warf uns mangelnde Objektivität vor. Eine Antwort der Pressestelle des Bayerischen Justizministeriums, an das wir uns mit der Bitte um eine Gegendarstellung des Prozesses gegen Auerbach wandten, ist bisher nicht eingetroffen; auch für die nächste Nummer käme sie noch zurecht. Aber wir waren recht froh über das lebhaft, wenn auch vorläufig negative Interesse, das mehrere studentische Leser dem DISKUS entgegenbrachten und forderten sie auf, ihre Ansicht schriftlich darzulegen; sie werde gewiß als Beitrag in dieser Zeitung für alle Studenten abgedruckt werden. „Unter Eid bekommen Sie eine Zuschrift“, versicherte ein Nichteinverständener, dem nach eigenem Zeugnis jedes Haar bei der Lektüre von „Fazit eines Prozesses“ einzeln zu Berge gestanden hat. Wir bitten den Kommilitonen hiermit um Einlösung seines Gelübdes. Er gäbe ein gutes Vorbild für alle, die in der Reaktion auf Unangenehmes stark, in der Aktion für ein Besseres, sei's auch nur die eigene Meinung, so zaghaft sind.

DISKUS



nichts fesselt so  
wie



Taschenbücher  
jetzt D.M. 1,50

Bisher erschienen:

Hans Fallada, Kleiner Mann — was nun? / Graham Greene, Am Abgrund des Lebens / Rudyard Kipling, Das Dschungelbuch / Kurt Tucholsky, Schloß Gripsholm / Ernest Hemingway, Fiesta / Honoré de Balzac, Oberst Chabert / Knut Hamsun, Mysterien / Rudolf Brunngraber, Radium / Neil Paterson, Auf Wettfahrt nach China / A. J. Cronin, Kaleidoskop in ‚K‘ / Graham Greene, Orientexpress / Joergen Frantz Jacobsen, Barbara und die Männer / Ernst von Salomon, Boche in Frankreich / Gustave Flaubert, November / Albert Camus, Die Pest / Georg Bernanos, Die Sonne Satans / Wilhelm Speyer, Der Kampf der Tertia / Jacques Roumain, Herr über den Tau / Jack London, Wolfsblut / Gabor von Vaszary, Monpti / William Faulkner, Wendemarke / H. G. Wells, Die Zeitmaschine / Joan Lowell, Ich spucke gegen den Wind / Alfred Hayes, Das Mädchen auf der Via Flaminia / Betty Mac Donald, Das Ei und ich / Graham Greene, Das Attentat / John Galsworthy, Ein Mädchen wartet / Hans Thomas, Percy auf Abwegen / Honoré de Balzac, Die Frau von 30 Jahren / James M. Cain, Der Defraudant / Thyde Monnier, Die Kurze Straße / Evelyn Waugh, Eine Handvoll Staub / H. C. Branner, Der Reiter / John Steinbeck, Die Schelme von Tortilla Flat / Heinrich Mann, Der Blaue Engel / Winston S. Churchill, Weltabenteuer im Dienst / Theodore Dreiser, Eine amerikanische Tragödie\*) / A. J. Cronin, Die Zita-delle\*) / Pearl S. Buck, Ostwind — Westwind / R. G. Waldeck, Venus am Abendhimmel / Edgar Maass, Der Traum Philipps II. / Max Dauthendey, Die acht Gesichter am Biwasee / John Galsworthy, Das Schicksal der Irene Forsyte / Joachim Ringelnatz, roringelnatz / Martin Beheim-Schwarzbach, Die diebischen Freuden des Herrn von Bißwange-Haschezeck / Graham Greene, Schlachtfeld des Lebens / Anatole France, Die Bratküche zur Königin Pedauque / Kurt Tucholsky, rorotucholsky / David Garnett, Meine Frau die Füchsin — Der Mann im Zoo / Hammond Innes, Der weiße Süden / Gabor von Vaszary, Sie / Dieter Meichsner, Weißt Du, warum? / Hans Fallada, Wer einmal aus dem Blechnapf frißt / Heinrich Hauser, Die letzten Segelschiffe / Gerhart Hauptmann, Wanda / Gustave Flaubert, Madame Bovary / Jean Paul Sartre, Das Spiel ist aus / Carl Haensel, Der Kampf ums Matteredhorn / Frederic Prokosch, Sturm und Echo / Frank Thiess, Stürmischer Frühling / Ludwig Thoma, Die Lausbubengeschichten — Tante Frieda / Robert Musil, Drei Frauen / Allen Roy Evans, Der Zug der Renttiere.

\*) Doppelband DM 3,—

Zu beziehen durch Ihre Buchhandlung  
Prospekte verlangen Sie bitte direkt vom

ROWOHLT-VERLAG · HAMBURG 1

Wollen Sie den  
DISKUS abonnieren?

Anruf genügt: Telefon 700 91, App. 213

(Kritik erbitten wir schriftlich)

# Hochschulreife unter politischem Druck

Nimmt man einmal an, daß die Einrichtung von „Vorsemestern“, aus denen später die „Arbeiter- und Bauern-Fakultäten“ hervorgehen sollten, tatsächlich von dem Gedanken getragen war, minderbemittelten Jugendlichen das Hochschulstudium zu ermöglichen, wer hätte dagegen etwas einzuwenden? Die Brechung des „bürgerlichen Bildungsmonopols“ war durchaus eine akzeptable Absicht, und niemand wird behaupten können, daß es auf diesem Gebiet bei uns in der Bundesrepublik nichts mehr zu tun gäbe.

Wie aber ist die Entwicklung der Vorsemester und später der Arbeiter- und Bauern-Fakultäten in der Sowjetzone verlaufen? Es ist keineswegs ein Zufall, daß die Eröffnung des ersten Vorsemesters mit dem Vereinigungstag der KPD und SPD zusammenfiel. Man wollte eine neue Intelligenz im Geiste des „Marxismus-Leninismus“ heranziehen, die bedingungslos der Politik der sowjetischen Macht dienen würde. Dazu waren die Jugendlichen aus bürgerlichen Schichten nicht zu gebrauchen — ihnen fehlte der „proletarische Schwung“. Also versuchte man, unter Arbeiter- und Landarbeiterkindern die Elite auszusondern, die nach dem bestandenen Abitur die Universitäten beziehen und absolvieren würde. Aber das war zunächst nicht so einfach. Im Jahre 1946 waren nur wenige Jugendliche dieser Schicht zu einem solchen Schritt zu bewegen. So ließ man im Anfang auch eine größere Zahl von Mittel- und Oberschülern zum Vorsemesterstudium zu, damit das Projekt überhaupt verwirklicht werden könne. War es für die ersten Bewerber des Jahres 1946 noch nicht nötig, Mitglied einer „demokratischen“ Partei zu sein, so wurden 1948 schon Unterlagen über die Betätigung in einer Partei oder einer anderen „demokratischen Organisation“ verlangt. Hatte man 1946 keine Bedenken, Oberschüler zuzulassen, so hieß vier Jahre später die Parole: „Die fähigsten Aktivisten an die Hochschulen!“ Und belief sich die Lehrgangsdauer der ersten beiden Semester auf eineinhalb Jahre, also 3 Semester, so waren 1948 durch die erhöhte politische Inanspruchnahme des Einzelnen bereits zwei Jahre, also 4 Semester und 1950 sogar drei Jahre, also 6 Semester allein für die Zulassung zur Reifeprüfung notwendig geworden. 1946 zählte die neue Einrichtung in Halle 500 Teilnehmer und 25 Dozenten; 1950 waren es fast zwei Tausend Teilnehmer und 118 Dozenten.

Seit 1950 heißen die Vorsemester offiziell „Arbeiter- und Bauern-Fakultät“. Als Arbeiter gilt, wer mindestens zwei Jahre als ungelernter oder gelernter Arbeiter tätig war, während als Bauer derjenige gilt, der an Grund und Boden nicht mehr als 15 ha besitzt, resp. seine Kinder.

Es hat mehrere Jahre Reklame und Stipendienangebote bedurft, bis den jungen Leuten klar wurde, welche enorme Aufstiegsmöglichkeiten ihnen geboten wurden. Und es ist nicht übertrieben, wenn gesagt wird, daß viele die Chance nur deshalb wahrnahmen, um aus der proletarischen in eine gehobene, „bürgerliche“ Schicht aufsteigen zu können. Hatten sie ihre Reifeprüfung abgelegt, so fügten sie sich sehr schnell in den regulären Studienbetrieb der Fakultäten ein und verloren bald den Kontakt mit der Welt, aus der sie gekommen waren. Immer wieder wurden die Vorsemester-Abiturienten, die in die Fakultäten hinüberwechselten, ermahnt, doch ja nicht zu „verbürgerlichen“. Aber solange

es bei bloßen Ermahnungen blieb, waren die Schüler mehr an ihren wissenschaftlichen Leistungen interessiert als an politischer Betätigung. Erst der Zwang, den SED-, FDJ-, FDGB- und andere Hochschulgruppen auszuüben begannen, hat dann den neuen Mischtyp aus Student, Aktivist und Agitator geschaffen. In verschiedenen Interessengemeinschaften wurde der Arbeitseifer der Studenten nach einem Punktsystem bewertet. Die Höhe der Stipendien wurde in zunehmendem Maße von der politischen Aktivität des Einzelnen abhängig gemacht. In neuester Zeit ist das Blauhemd der FDJ zum obligatorischen „Dienstanzug“ der Arbeiter- und Bauern-Studenten geworden. Zwei mit Kleinkaliber-Gewehren bewaffnete Wachposten vor dem Eingang zur „Walter Ulbricht-Fakultät“ in Halle dokumentieren heute die Identität von Staatspolitik und Staatspolizei in der Sowjetzone.

Trotz all dieser Tatsachen trifft es jedoch nicht zu, daß alle „Volksstudenten“ Kommunisten seien. Im Jahre 1950 waren nicht ganz 50 Prozent von ihnen Mitglied der SED. Ein geringer Prozentsatz gehörte der CDU, LDP und NDP an. Aber die Statistik beweist, daß die Zahl der den bürgerlichen Parteien angehörenden Volksstudenten seit 1947 merklich gestiegen ist, was vielleicht einige Rückschlüsse auf die politische Gesinnung eines Teiles der Volksstudenten zuläßt. Freilich kann darüber kein Zweifel bestehen, daß CDU, LDP und NDP keine freien und unabhängigen Parteien mehr sind, dennoch aber stellen sie gegenüber der SED ohne Zweifel das kleinere Übel dar. In diesem Zusammenhang muß erwähnt werden, daß sehr viele der vom SSD (Staats-Sicherheitsdienst) und vom MWD (sowjetische politische Polizei) verhafteten Studenten der Sowjetzone Vorsemester-Studenten waren. Namentlich die Universität Halle weist eine hohe Quote von oft zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilten Volksstudenten auf. Die kürzlich an dieser Universität erfolgten Massenrelegierungen betrafen zu einem erheblichen Teil Angehörige der Arbeiter- und Bauern-Fakultät.

In den Zulassungsbestimmungen stand anfangs der Passus: „An den Lehrgängen besteht Lehrfreiheit.“ 1948 erfuhr dieser Passus eine kleine perfide Änderung: „An den Lehrgängen besteht Gebührenfreiheit.“ Die Dozenten waren von jetzt an also strikt an die Anweisungen von „oben“ gebunden. Im Anfang holte man sich Oberschul- und Gymnasial-Lehrer heran und ernannte sie zu hauptamtlichen Dozenten. Für den Unterricht in Russisch und „Gegenwartskunde“ wurden linientreue Vollstudenten für ein Studentengeld von 5 Mark verpflichtet, und für wissenschaftliche Fächer wurden Professoren als Lehrbeauftragte hinzugezogen. Aber ein Blick auf die Statistik zeigt, in welcher Weise im Lauf der Jahre mit den Vorsemester-Dozenten umgesprungen wurde: In Halle gab es im SS 49/49 Dozenten; im WS 49/50 59 Dozenten; im SS 50/51 75 Dozenten und im WS 50/51 118 Dozenten. Von den im WS 49/50 vorhandenen 59 Dozenten schieden im SS 1950 8 aus. Von den im SS 1950 lehrenden 75 Dozenten schieden im WS 50/51 26 aus. Von diesen 26 waren 1946 nur drei bereits als Dozenten im Vorsemester tätig. Heute lehren an der Arbeiter- und Bauern-Fakultät in Halle nur noch acht von 25 Dozenten des Jahres

1946. Hieraus wird deutlich, daß die Zahl der ausgeschiedenen Dozenten im WS 1950/51 am größten war, was wiederum besagt, daß man sehr darauf bedacht ist, durch ständigen Wechsel allmählich ein „zuverlässiges“ Lehrkollegium zu erhalten.

Bei vorsichtiger Beurteilung der augenblicklichen Situation der Arbeiter- und Bauernfakultäten in der Sowjetzone darf man sagen, daß die Herren in Pankow ihr Ziel, eine neue, kritiklos ergebene Intelligenz zu schaffen, zwar noch nicht in dem Maß erreicht haben, wie es beabsichtigt ist, aber man soll sich im Westen nicht der Illusion hingeben, daß die unablässige Bearbeitung der studierenden Jugend mit politischen Parolen und Thesen nicht eines Tages doch das gewünschte Ergebnis in vollem Umfang zeitigen würde. Die Zeit, so scheint es, arbeitet, zumindest in dieser Hinsicht für die Kommunisten.

Helmut Lamprecht

## OST-NACHRICHTEN

**Alle in West-Berlin wohnenden Studenten, die an der Ost-Berliner Universität studieren, das sind über 200, sind am 3. November 1952 ohne Angabe von Gründen exmatrikuliert worden.**

Vier Studenten wurden nach Mitteilung des Amtes für Gesamtdeutsche Studentenfragen im VDS im Monat September in der Sowjetzone aus politischen Gründen verhaftet.

Mehrere Professoren der Universität Halle haben sich bereit erklärt, „bürgerlichen“ Studenten, denen wegen politischer Unzuverlässigkeit das Stipendium entzogen worden ist, das weitere Studium aus ihrer Tasche zu finanzieren.

Erneute Relegierungen sind an der Universität Leipzig zu erwarten. Die Seminar-Gruppenleiter der FDJ wurden beauftragt, alle „unzuverlässigen Elemente“ auszusuchen und zur Exmatrikulation vorzuschlagen.

Die Zulassung zum Physikstudium wird bei den Studenten des zweiten Studienjahres an der Ostberliner Universität von der Teilnahme an einem Schießkursus abhängig gemacht.

„Die Lehren aus Stalins Werk“ über den Marxismus und die Fragen der Sprachwissenschaft für die Pressearbeit und die Zeitungswissenschaft lautete das Thema eines Vortrages, den der Direktor des Institutes für Publizistik an der Universität Leipzig, Prof. Eildermann, hielt.

Anwesenheitslisten wurden für die Studenten der Hochschule für Architektur in Weimar eingeführt. Jeder Student, der eine Vorlesung versäumt, wird von dem zuständigen FDJ-Funktionär zur Rechenschaft gezogen.

Einen Lehrgang zur Auswertung der II. Parteikonferenz der SED führten die Professoren, Dozenten und Assistenten des „Gesellschaftswissenschaftlichen Grundstudiums“ an den Hochschulen der sowjetischen Zone durch. Sie verarbeiteten die Thesen zu einer Reihe von Vorlesungen über Fragen, die sich aus der II. Parteikonferenz ergeben haben.

In Jena darf das Universitätsgebäude nur auf Vorzeigen eines Ausweises betreten werden. Vor der „Arbeiter- und Bauernfakultät“ steht ein bewaffneter Doppelposten.

Das Gebäude der Pädagogischen Hochschule Potsdam wird neuerdings von zwei SED-Genossen bewacht. Sie tragen eine rote Armbinde mit der Aufschrift: „SED-Organisationsdienst“.

Als „Treffpunkt für Agenten und Saboteure“ bezeichnete ein FDJ-Funktionär die medizinische Fakultät der Ost-Berliner Universität.


Einen Lehrgang zur „Stärkung der Verteidigungsbereitschaft“ führte die Hochschule für Körperkultur Leipzig in einem Zeltlager in der Sächsischen Schweiz durch.

Den „Arbeiter- und Bauern-Studenten“ der Universität Jena wurde erklärt, daß diejenigen, die sich weigern, an einem Lehrgang bei der „Volkspolizei“ teilzunehmen, das Recht zum Weiterstudium verlieren.

Im Verlaufe eines Vortrages des ehemaligen Nazi-Generals Hähling im auditorium maximum der Universität Halle kam es zu lebhaften Protesten von seiten der Studenten. Hähling hatte erklärt, nur der weise Generalissimus Stalin sei in der Lage, die Ehre des deutschen Soldaten zu rehabilitieren.

Aus Protest gegen die Aufstellung einer „nationalen Volksarmee“ in der Sowjetzone erklärte der Student R a u von der Leipziger Musikhochschule seinen Austritt aus der FDJ. Ihm wurde die Studierlaubnis entzogen.

Dieser Ausgabe liegen Bestellscheine der „Neuen Zeitung“ und Prospekte des vom Verlag Handelsblatt in Düsseldorf erscheinenden „HANDELSBLATT Deutsche Wirtschaftszeitung“ bei, die wir Ihrer besonderen Beachtung empfehlen.




The British Centre  
**„Die Brücke“**  
Frankfurt a. M., Friedrich Ebert-Str. 48  
Tel. 3 22 86 u. 3 37 94

British Centre ist eine Einrichtung zur Förderung kultureller und geistiger Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland. Es umfaßt Bibliothek, Lesesaal, Vortrags- und Kinosaal.

**Vorträge im November 1952:**  
Dienstag, 4. 11. 52, 18 Uhr: Prof. W. A. C. Stewart, Universität of North Staffordshire „The Influence of Psychology on Recent English Literature“  
Mittwoch, 12. 11. 52, 18 Uhr: Mr. M. F. Budgey, M.A., Lecturer in English Literature at Marburg University „A Scottish View of Scotland“  
Donnerstag, 28. 11. 52, 18 Uhr: Herr Dr. G. Feick, Stadtkämmerer Darmstadt „England — Vorstellung und Wahrheit“  
Montag, 1. 12. 52, 18 Uhr: Mr. Trenchard Cox, Director of Birmingham Gallery and Museum „Reciprocation of Influence between French and English Landscape Painters in 19th Century“

Im Kino finden täglich um 14, 15<sup>1/2</sup>, 17 h im wöchentlichen Wechsel Vorführungen von Dokumentar- und Kulturfilmen statt.  
Als regelmäßige Veranstaltungen sind Musikabende und „Play Readings“ vorgesehen. Auskunft telefonisch oder am Empfangstisch erbeten.

gegr. 1909  Ruf: 676 44/45

**PETER NAACHER**  
Buchhandlung und Antiquariat für Universitätswissenschaften  
**FRANKFURT AM MAIN**  
Bockenheimer Landstraße 133 bei der Universität

Wir empfehlen Ihnen folgende Neuerscheinungen:

Adorno T. W.	Versuch über Wagner, 1952, geb.	DM 9,50
Kraus K.	Die dritte Walpurgisnacht, 1952, geb.	DM 19,80
Hayek F. A.	Individualismus u. wirtschaftl. Ordnung	DM 15,80
Lange H.	BGB, Allgem. Teil, Kurzlehrb. 1952	DM 10,—
Peters K.	Strafprozeß, ein Lehrbuch, 1952, geb.	DM 27,—

**Ihre Fachbücher zum Studium durch uns**

*Luise Pollinger*

PAPIER · BÜROBEDARF · DRUCKSACHEN  
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

---

**KOLLEG - BEDARF**

---

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke  
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

*Frankfurt am Main, Bockenh. Landstr. 131*  
(nächtst der Universität) Fernruf 755 89


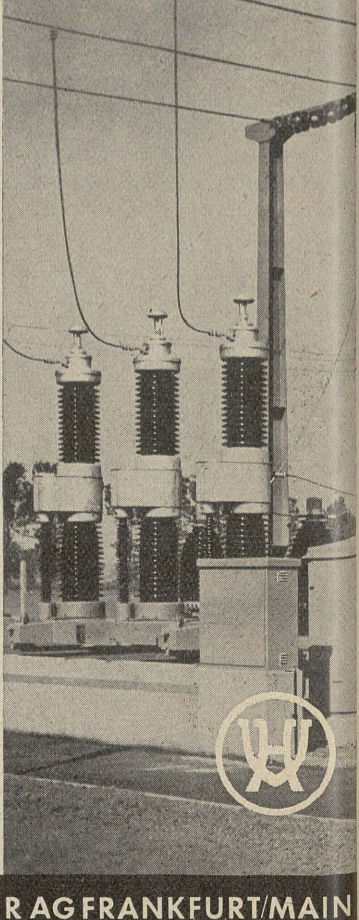


**RÖMER KLISCHEEANSTALT**

- Strichätzungen
- Farbätzungen
- Autotypien
- Galvanos
- Rotaprintfolien
- Matern · Stereos

**RÖMER KLISCHEEANSTALT GMBH FRANKFURT / M**  
Mainzer Landstraße 216  
Ruf 34672

Die Energie des elektrischen Stromes nutzte man Ende des vergangenen Jahrhunderts in der primitivsten Form

Heute kontrollieren modernste Schaltgeräte die Übertragung der elektrischen Energie in ihre weitverbreiteten Anwendungsgebiete

**ELEKTRISCHE SCHALTGERÄTE UND SCHALTANLAGEN**  
für Hoch- und Niederspannung bilden seit Jahrzehnten das Erzeugnisprogramm der

**VOIGT & HAEFFNER AG FRANKFURT/MAIN**

# PARIS – NUR 2 TAGE

Wie ein rostbraunes Ungetüm ragt der Eiffelturm in die Höhe. Seine Größe ist mehr bedrohlich als imposant. Man spürt, daß Monumentalität keine Funktion der Größe ist. Als Briefbeschwerer ist der Eiffelturm in beinahe jedem Laden erhältlich — das wäre gerade die angemessene Größe.

Arc de Triomphe, Champs Elysées, Invalidendom. Namen, die schon ein Begriff waren, bevor ich die Bauten und Straßen selbst gesehen habe. Die Realität hielt nicht viel mehr, als die Vorstellung versprach. Arc de Triomphe, im Film oft gesehen, machte auch in der Wirklichkeit denselben massiv-gedrungenen Eindruck wie dort. Und die Champs Elysées? Der „Kudamm“ in Berlin ist zwar nicht so breit, jetzt ziemlich lädiert, und Straßenbahnen fahren ihn entlang. Aber sonst ist kein Unterschied zwischen den beiden Straßen.

Vor Notre Dame stehen ungezählte chromglänzende Stromlinienbusse mit verschwenderisch viel Glas, die Ströme von Touristen ausgießen. Franzosen aus der Pro-

durch die Kirche hindurchfahren, wenn das technisch möglich wäre. Nach fünf Minuten sammelt man sich wieder am Ausgang. Den Beweis, daß man dort war, liefern Ansichtskarten, in jedem Laden erhältlich, abzuschicken an alle Verwandten, Bekannten und Freunde. Niemals zuvor habe ich Touristen in solcher Anzahl Ansichtskarten schreiben gesehen. Zu Hunderten scheinen sie an den Wänden der Kirche zu kleben. So produzieren sie unermüdlich ihre Grüße von Notre Dame. — Wir heben uns diese Beschäftigung bis zum Nachmittag auf.

Die eisernen Gittertüre des Palais Bourbon sind geschlossen. Zwei Beamte in Uniform stehen am Eingang. Im Palais Bourbon tagt die französische Nationalversammlung. Zur Zeit unseres Paris-Besuches war in der französischen Hauptstadt parlamentarische „Saure-Gurken-Zeit“. Die Nationalversammlung hatte Ferien. Ich konnte also Frankreichs erste Kammer nicht in Aktion erleben. Aber eine kleine Geschichte erfuhr ich in Paris, für deren Echtheit ich mich zwar nicht verbürgen kann, die mir aber für Frankreichs politische Lage symptomatisch zu sein scheint.

Anfang dieses Jahres wurde Mr. Pinay zum Ministerpräsidenten gewählt. Als er am Tage nach seiner Wahl das Parlamentsgebäude betreten wollte, ließ ihn der Portier nicht herein. Pinay hatte keinen Ausweis, der zum Betreten des Hauses berechtigt. Er wies sich als neuer Ministerpräsident aus. „Das kann jeder sagen“, soll der Portier geantwortet haben. Erst Rückfragen beim Parlamentsbüro bestätigten, daß der Einlaß heischende Herr tatsächlich Frankreichs neuer Ministerpräsident war. Doch der Portier entschuldigte sich nicht etwa beim Chef der Exekutive, sondern brummte nur: „Hier wechseln die Minister so oft, da kann sich ja kein Mensch mehr durchfinden.“

Nachtbummel durch Paris. Vom Place St. Michel an der Seine entlang bis zum Place de la Concorde. Am Ufer der Seine stehen und sitzen engumschlungen unzählige Liebespärchen. Ich mache dem zukünftigen AStA-Kassenchef den Vorschlag, pro sich küssendes Paar 100 Francs aus der AStA-Kasse zum gemeinsamen Ausgeben zu spendieren. Aber er will nicht. Weil der AStA darüber pleite gegangen wäre.

Wir sitzen im „Nus“. Ein vielversprechender Name. Er hat allerdings nichts mit dem Wort Vernunft zu tun. Es ist vielmehr ein Nachtlokal am Place Pigalle. Das Publikum ist international. Kaum Franzosen. Die Bühne mißt etwa vier Meter im Quadrat. — Das Licht geht aus, die Kapelle intoniert einen Tusch, der in eine einschmeichelnde Melodie überleitet. Wir schauen erwartungsvoll auf die Bühne. Die „Schau“ beginnt. Eine Solosängerin, ein Solosänger und ein Solotänzer geben den Mittelpunkt, um den sich die Tänzerinnen unermüdlich drehen. Sehr hübsche Mädchen. In immer neuen Entkleidungen. Doch nie ganz entkleidet. Ein immer wechselnder Lendenschurz ist ständiges mindestes Requisit. Aber auf die Dauer wird die Schau eintönig. Sie ist nicht mehr so aufregend, so prickelnd wie anfangs. Wenn man zwei Stunden lang mehr oder weniger „Tänzen in nackt“ zugeschaut hat, verliert auch diese Situation ihre erregend-aufreizende Wirkung.

Paris hat nur zwei Verkehrsmittel. Die Metro (U-Bahn) und Omnibusse. Straßenbahnen gibt es nicht. Dementsprechend ist das Tempo, in dem sich der Autoverkehr abspielt, sehr schnell. Eine Geschwindigkeitsgrenze im Stadtverkehr wie in Frankfurt gibt es nicht. Für die Fußgänger wäre es also schwer, die großen Straßen zu überqueren, die im allgemeinen doppelt bis dreifach so breit sind wie die Zeil. Aber eine sinnvolle Einrichtung hilft dem „Verkehrsteilnehmer“ Fußgänger. An den wichtigsten Straßen-



Die Sorbonne

kreuzungen stehen, soweit nicht die Polizisten mit Hilfe ihrer weißen Stäbe den Verkehr regeln, kleine Automaten. Sie sind etwa 150 Zentimeter hoch. In ihre obere Hälfte ist ein kleiner Kasten eingebaut. Er sieht aus wie unsere Feuermelder. In seiner Mitte befindet sich ein kleiner Knopf. Will man die Straße überqueren, und reißt der Strom der Autos nicht ab, drückt man auf diesen Knopf. Nach einiger Zeit leuchtet an einer Verkehrsampel, die mit dem Automaten verbunden ist, das rote Stop-Signal auf. Die Autos halten. Der Fußgänger kommt gefahrlos auf die andere Straßenseite. Eine solche Anlage könnte gewiß auch an der Hauptwache gute Dienste leisten.

Die Omnibusse tragen die große Aufschrift DOP. Ich dachte, das sei die Abkürzung für den Namen der Gesellschaft, der die Busse gehören. Wie BVG in Berlin. Später erfuhr ich, daß DOP eine Reklame für eine bekannte Biermarke ist. Ich nannte die Omnibusse aber trotzdem weiter die DOP's. Weil es so einfacher war.

Vormittags im Louvre. Aber nicht in dem mächtig-weiträumigen Gebäude am Seine-Ufer, in dem man hätte die Venus von Milo und das Lächeln der Mona Lisa bewundern können. Sondern im Kaufhaus Au Louvre in der Rue de Rivoli. Betritt man das Haus, sieht man als erstes eine große Tafel: Sprachendienst. In Französisch, Englisch, Deutsch und Spanisch. Auf der Tafel sind die jeweiligen Landessprachen durch die verschiedenen Landesflaggen gekennzeichnet. Für Englisch die Fahnen Großbritanniens und der USA. Für Deutsch sind auf der Tafel die Fahnen der Schweiz und Österreichs zu sehen. Von der Bundesrepublik will man noch nichts wissen. — Ein Bekannter erzählte mir, daß man Ostern in Paris noch Geschäfte finden konnte, an deren Tür geschrieben stand: Hier spricht man österreichisch.

Gegenüber vom Eiffelturm, jenseits der Seine, in einen Abhang eingeschnitten, liegt das Palais Chaillot, ehemals für Sitzungen der UN gebaut. „In Paris gibt es zwei neue Häuser“, bemerkte mein Pariser Freund. „Das hier ist das eine, das andere steht in der Cité Universitaire“. Mein Freund irrt. Es gibt noch einige weitere Neubauten in Paris. Ich selbst habe zwei oder drei entdeckt. Die Statistik weist es aber aus: es stürzen jährlich mehr Häuser ein, als gebaut werden. Karl-Heinz Liebe und Hans W. Nicklas.

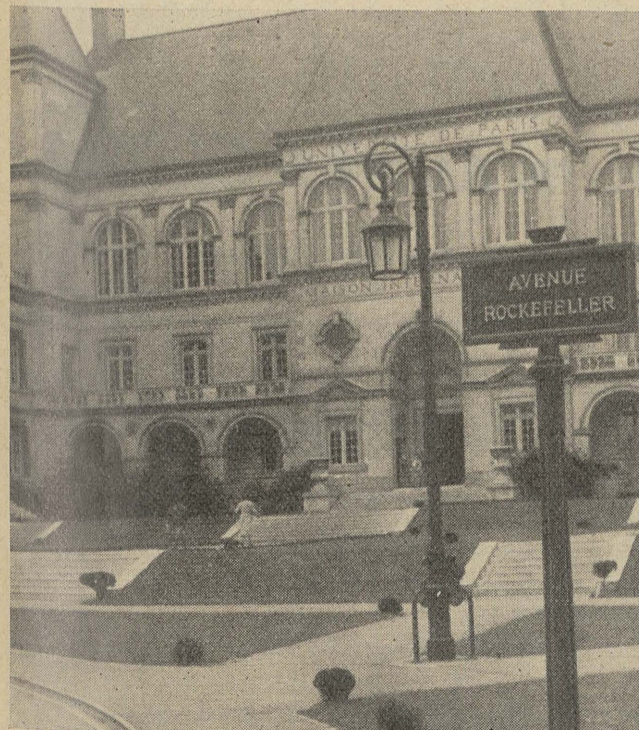


es wohnen darin nicht nur Studenten des betreffenden Landes, sondern auch ein gewisser Prozentsatz Franzosen und Ausländer

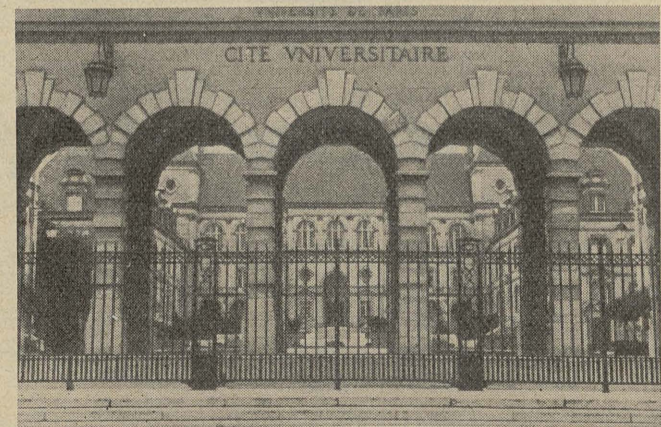


International ist der Olymp der Reklamegottheiten. Überall findet man dieselben Namen, von Persil bis Coca-Cola, von Palmolive bis Martini. Verschieden ist nur die Art, in der sie herrschen. Die Pariserin soll durch Zauberkunststücke verleitet werden, zu kaufen; in Deutschland prangen sportlich-tüchtige Hausfrauen mit weißen Schürzen. In Frankreich gibt es seit Toulouse-Lautrec innerhalb der Kunst so etwas wie eine Sparte der Plakate. Manche der „affiches“, die den düsteren Schächten der Métro einen so seltsamen Glanz verleihen, möchte man sich mit nach Hause nehmen und an die Wand hängen. Die französischen Plakate haben viel seltener den penetranten, kahlschlägerischen Ton der deutschen, sie scheinen der Sphäre der Produktion und der Waren entrückt und haben etwas von der Ironie, die sich selbst reflektiert und das was sie anpreisen soll, nicht ganz ernst nimmt.

vinz, Engländer, Amerikaner, Niederländer, Deutsche. Wir schauen uns die Kirche an, die auf der Seine-Insel liegt. Nachhaltigster Eindruck: Touristen aller Nationalitäten bevölkern die Kirche, während eine Messe gelesen wird. Die Gespräche werden ziemlich laut geführt. Ich kann mir nicht helfen: die Touristen würden sicher mit ihren Omnibussen



Der burgartige Eingang (Bild mitte) läßt Falsches vermuten. Dahinter liegen nicht Kasernen, sondern die Häuser der Cité Universitaire, eine der schönsten Studentensiedlungen Europas. Das Internationale Haus (Bild links) enthält Gemeinschafts-



räume und eine Mensa. Das Schild im Vordergrund sagt, woher ein großer Teil des Geldes für die Cité kam. Jedes der Häuser trägt den Namen eines bestimmten Landes. Unser rechtes Bild zeigt ein Haus für Kolonialfranzosen: France d'outre mer. Aber



VOLKSBANK FRANKFURT AM MAIN

e. G. m. b. H.

AUSSENHANDELSBANK

„Haus der Volksbank“ Börsenstraße 1

GESCHÄFTSSTELLEN:

Nord: Friedberger Landstr. 74 / Süd: Schweizerstr. 54a / Eschersheim: Am weißen Stein 7 / Mainzer Landstraße 150 / Bad Homburg: Luisenstr. 47 / Oberursel: Allee 32

# Aneurin Bevans politisches Bekenntnis

England besitzt wieder ein Werk über politische Theorie von Rang. Das fällt den Engländern selbst am meisten auf, weil — nach dem landläufigen Urteil — der englische Geist so gut wie ausschließlich auf das unmittelbar Praktische gerichtet ist. Aneurin Bevans politisches Bekenntnisbuch „In Place of Fear“ (London, Heineman 1952) ist ein groß angelegter Versuch, sich über das Vordergründige der gegenwärtigen Weltsituation zu erheben und einen festen Bezugspunkt zu finden, von dem aus die vielschichtig gewordene Auseinandersetzung von heute übersehen werden, von dem aus entscheidend in sie eingegriffen werden kann.

Das Buch des bedeutenden Sozialisten, dessen Kampf um die Macht in der Labour Party die Welt seit Jahren mit Spannung verfolgt, ist freilich nicht der einzige Beweis dafür, daß das englische Denken in schwerer Zeit der großen theoretischen Konzeption fähig ist. Wie Bevan sich der Bedrohung durch den aggressiven sowjetischen Imperialismus entgegenstellt, so sah Aldous Huxley im Jahre 1937 die Katastrophe kommen, die der zivilisierten Welt aus dem faschistischen Unfug erwachsen mußte. Wie Bevan heute, erhob sich Huxley damals in seinem Buch „Ends and Means“ zu einer großen theoretischen Übersicht. Vergleicht man beide Werke miteinander, so wird der Pessimismus besonders deutlich, der Huxley eine Besserung der Welt nur noch vom Einzelnen erhoffen läßt. Seine Philosophie des *non-attachment* hatte einen weitaus negativen Zug. Die Chance des Individuums war ein Zustand der Leidenschaftslosigkeit, der die Einsicht in die letzte, vergeistigte Realität des Daseins ermöglichen sollte. Zwar war in seinem Buch auch von Beziehungen zwischen den Individuen die Rede, doch blieben sie blaß und undeutlich. Diese Konzeption war typisch für die intellektuelle Resignation Europas vor dem zweiten Weltkrieg. „Brave New World“, vom gleichen Autor, erbrachte dann aus solcher Resignation die zynischen Konsequenzen: Leidenschaftslosigkeit läßt sich perfekt durch medizinische Einwirkung auf den Embryo erreichen und garantiert das Funktionieren der Gesellschaftsmaschine.

Bevans Buch ist demgegenüber entschieden zuversichtlich. Hier ist nichts mehr von dem Rückzug in mystische Bereiche, bei dem letztlich auch T. S. Eliot endet. Trotzdem die Bedrohung der 30er Jahre wieder da ist, hält er eine internationale Planung als die Überwindung der krisenhaften Weltsituation für möglich. Sie hat aber eine Voraussetzung: die Furcht vor der Sowjetunion, zugleich aber auch die Furcht als beherrschendes Lebensgefühl in Westeuropa und den Vereinigten Staaten, muß beseitigt werden. Bevan sucht zunächst, die Furcht vor einem möglichen sowjetischen Angriff als einen Ersatzkomplex zu entlarven, der ein anderes Gefühl der Bedrohung verdeckt, nämlich das Bewußtsein des westeuropäischen Menschen, der wehrlos dem wirtschaftlichen Konkurrenzkampf und seinen Gefahren für das Gesellschaftsganze ausgeliefert sei. Daß ein in seinen Auswirkungen erbarmungsloser wirtschaftlicher *laissez-faire*-Liberalismus heute noch die europäische Gesellschaft beherrscht, deduziert Bevan aus der Vormachtstellung der Vereinigten Staaten, deren jüngerer Kapitalismus Europa in der eigenen Weiterentwicklung hemme. Sein Buch stellt also, trotz der Beschränkung auf das Problem England, eine europäische Konzeption dar. An ihr ist die anti-amerika-

nische Tendenz bemerkenswert. Bevan will nicht die sowjetische Bedrohung durch amerikanische Vorherrschaft ersetzt sehen, die aus dem Wettrüsten entstehen müßte. Soziale Reformen erscheinen ihm als ein besseres Gegengewicht.

Aneurin Bevan hat sich seinen Sozialismus nicht angelesen, er hat ihn erlebt und aus harten persönlichen Erfahrungen seine heutigen Ansichten entwickelt — bereits mit 13 Jahren fuhr der Walliser Bergmannssohn in die Kohlengrube ein, mit 19 Jahren war er schon Führer der größten Bergarbeiter-Vereinigung von Südwales. Er erzählt von seinem Studium der marxistischen Theorie und schildert die großen Streikbewegungen der zwanziger Jahre, deren Mißerfolg ihn lehrt, den „Kampf um die Hebung des Lebensstandards der arbeitenden Klassen“ dort auszufragen, wo „in einer echten Demokratie alle vitalen politischen Entscheidungen gefällt werden sollten“: im Parlament. Sehr eindrucksvoll die Schilderung seines ersten Eindrucks, im Unterhaus, nach der Wahl im Jahre 1929: daß sich hier etwas in kalter Geschäftsmäßigkeit vollzog, was anscheinend keine lebendige Beziehung zum Leben draußen besaß. Diese mechanische Routine hat der „Feuerkopf von Wales“ seither oft und oft durchbrochen, als ein glänzender Redner, dessen Redeuellen mit Churchill mit ihrem atemraubenden Schlagwechsel von Pointe und Gegenpointe immer Sensation im Alltag des Unterhauses waren.

Es wird heute auch von Gegnern des Sozialismus gegeben, daß die unblutige Revolution, die England in den Nachkriegsjahren durch den Sieg der Labour Party im Jahre 1945 durchmachte, achtenswerte Erfolge hatte, und daß sie den Lebensstandard der unteren und mittleren Schichten entscheidend bessern konnte. Bevan hat seinen Teil dazu beigetragen, und wenn er in seinem Buch die Idee eines Nationalen Gesundheitsdienstes entwickelt und seine persönlichen Erfahrungen als Gesundheitsminister bei der Verwirklichung dieser Idee wiedergibt, spürt man unmittelbar den Atem der Geschichte des modernen England.

Für jedes sozialistische Programm ist die Wahrung und Förderung der Individualität das schwierigste Problem. Bevan unterstreicht die Aufgabe mit Nachdruck: „Die Fähigkeit, warme Anteilnahme für individuelles Leben aufzubringen, zeichnet mehr als alles andere den Menschen von Kultur aus.“ Gerade die Gesellschaftsform der freien Konkurrenzwirtschaft beraubt nach Bevans Ansicht viele Menschen, ja ganze Klassen der Möglichkeit, ihre Individualität frei zu entfalten. Der Arbeiter und kleine Angestellte ist in seinen Augen deshalb nicht frei, weil das *laissez-faire*-Prinzip zu Schwankungen der Beschäftigungslage führen muß, und die Angst vor der Arbeitslosigkeit den kleinen Gehaltsempfänger ständig in ihrem eisernen Griff hält. Diese Angst will Bevan aufheben, indem er die „politische Demokratie“ so stark macht, daß sie die „Armut“ gegenüber dem „Eigentum“ in Schutz nehmen kann. Er will nicht die Aufhebung jeder Art von Eigentum. Weil er aber den Individuen ihren Anteil an dem Gewinn der nationalen Wirtschaft sichern will, befürwortet er die Nationalisierung von Kohle, Stahl, Elektrizität und der anderen großen Industrien.

Die Auseinandersetzung zwischen der gemäßigten Mehrheit der Labour Party und Bevan und seinen Anhängern hat in der letzten Zeit immer schärfere Formen angenommen und schließlich zu der Auflösung der „Bevan-Gruppe“ vor einem Ultimatum des Parteiführers Clement Attlee geführt. Daß eine Spaltung innerhalb der Labour Party drohte, ging aber nicht so sehr auf die radikaleren Sozialisierungs-Forderungen Bevans zurück, sondern in erster Linie auf eine abweichende Beurteilung der Weltlage. Bevan sucht seine Ansicht, es bestehe keine unmittelbare militärische Bedrohung des Westens durch die Sowjetunion, mit der sowjetischen Stahlerzeugung von nur 30 Millionen Tonnen im Jahr zu beweisen, der im Westen eine Produktion von 128 Millionen Tonnen gegenübersteht. Seine Forderung, nicht in dem gegenwärtigen Grade aufzurüsten, sondern mit gleichen Waffen gegen die Sowjetunion zurückzuschlagen, das heißt, den Kampf mit wirtschaftlicher, sozialer und ideologischer Waffen zu führen, wird von der gemäßigten Mehrheit seiner Partei nicht unterstützt. Obwohl der Bevan-Flügel auf dem vor kurzem abgeschlossenen Jahreskongreß der Partei bei den Wahlen zum Parteivorstand einen großen und überraschenden Erfolg verzeichnen konnte, wurden die von Bevans Anhängern eingebrachten Resolutionen, die sich in scharfer Form gegen das britische Rüstungsprogramm wandten, abgelehnt. Zuvor war das Programm auch vom britischen Gewerkschaftsverband TUC gebilligt worden, der sich im Gegensatz zu Bevan an die Tatsache hält, daß in Korea nicht mehr ideologisch, sondern mit Granaten gekämpft wird.

Bevan lehnt die forcierte Aufrüstung nicht nur ab, weil er von ihr eine Zunahme der akuten Kriegsgefahr befürchtet — er ist natürlich auch zwangsläufig ein scharfer Gegner der deutschen Wiederbewaffnung, obwohl er sonst den deutschen Problemen einfühlerndes Verständnis entgegenbringt —, sondern vor allem, weil sie seiner Meinung nach auf lange Sicht die Wirtschaft der Staaten des Westens katastrophalen Schwankungen aussetzen und durch die Priorität der Waffenerzeugung den notwendigen zivilen Konsum gefährden muß.

An die Stelle der Furcht will Bevan ein gesteigertes Lebensgefühl setzen, getragen vom Bewußtsein eines kommenden Zeitalters sozialer Gerechtigkeit und einer starken politischen Demokratie, welche die angestrebten Reformen durchsetzen kann. Aber ist ein solches Lebensgefühl nicht Selbstbetrug, wenn Gegenkräfte am Wirken sind, die jeden Aufbau stören, der größte Staat der Erde unablässig darauf aus ist, die Länder der Demokratie unter seine Gewalt zu bringen? Bevan erkennt zwar in der UdSSR den Sklavenhalterstaat, aber er leugnet, ohne rechte Beweise dafür, eine akute Bedrohung und glaubt, die Sowjetunion selbst wünsche eine friedensmäßige Balance. Die Tatsache des Falles Linse wird in seinem Buch jedoch nicht beantwortet. Die offizielle Labourfraktion sah hier die Gefahr deutlicher, und ließ in einer Unterhausanfrage deutlich machen, daß es mit wirtschaftlicher Verbesserung nicht getan ist, wenn der Gegner den Menschenraub unter die Mittel seiner Politik aufnimmt. Der bekannte spanische Publizist Salvador de Madariaga antwortete Bevan auf eine Rede, in der dieser seine weltpolitische Konzeption zusammengefaßt hatte: „Wir können nicht begreifen, daß ein sonst so scharfer Verstand gegenüber den auffälligsten Wesenszügen dieses über Leben und Tod entscheidenden Kampfes derartig blind sein kann.“

C. H. D. Friedrich

## Jugoslawischer Student

erteilt Unterricht in serbokroatisch

Meldungen erbeten im „DISKUS“-Zimmer (Nr. 31)

Modernere  
Gesellschaftstanz  
in Kursen  
und Einzelstunden  
Corneliusstr. 4 - Tel. 74166

Modernere  
Gesellschaftstanz

in Kursen  
und Einzelstunden

Corneliusstr. 4 - Tel. 74166

berät Sie gern in  
allen Fotofragen

BOCKENHEIMER WARTE · RUF 71657



## Sonderangebot für Studierende!

Zum Rüstzeug des Studenten unserer Zeit gehört eine Tageszeitung von Format.

**DIE NEUE ZEITUNG** vermittelt täglich einen umfassenden Überblick über das politische, kulturelle und wirtschaftliche Geschehen der Heimat und der Welt und zeigt die großen Zusammenhänge auf, die zu einer klaren Beurteilung und zur eigenen Meinungsbildung unerlässlich sind.

In regelmäßigen Sonderseiten werden bestimmte Gebiete und Themen aus Wissenschaft und Technik besonders ausführlich behandelt.

Das tägliche, schon berühmt gewordene Feuilleton sorgt darüber hinaus für geistige Anregung und Unterhaltung.

Studierenden gewährt **DIE NEUE ZEITUNG** einen Vorzugs-Abonnementspreis

bei Selbstabholung im AstA **DM 1,50** pro Monat

bei Trägerzustellung frei Haus plus 45 Pfg.

bei Postbezug plus Zustellgebühren.

Ein Bestellschein liegt dieser Ausgabe bei.

**DIE NEUE ZEITUNG** Vertriebsstelle Frankfurt-M., Myliusstraße 50, Telefon 903 71, App 94.

Auch ist die Atmosphäre einer solchen Versuchsanstalt dem Forschen nach Wahrheit nicht förderlich. Es besteht hier häufig weder Zeit noch Muße, die beste Lösung ist annehmbar, wenn sie nur die dominierende Richtlinie trifft.

Hier also müssen unbegrenzte Möglichkeiten für ernsthafte Anhänger der Weltraumfahrt, die sich durch den Mangel an aktuellem Fernraketenbau in ihren einzelnen Heimatländern oder Nationen gehemmt sehen, zu finden sein. Es ist ein Märchen, weitverbreitet, aber nichtsdestoweniger ein Märchen, das fruchtbare Zusammenarbeit auf dem Gebiete der Weltraumfahrt abhängig sei von dem Mitarbeiter, dem enorme Geldsummen und andere Mittel zur Verfügung stehen. Sie mögen erstaunt sein über einen solchen Ausspruch von einem Manne, der kein kleines Maß von Verantwortung für die ungezählten Millionen, die seinerzeit auf P e e n e m ü n d e ausgegeben wurden, trug. Sicherlich, Millionen müssen ausgegeben werden, um irgendein technisches Entwicklungsprogramm auszuführen! Aber ich kann Ihnen aus persönlicher Erfahrung versichern, daß der Druck, der auf ein Entwicklungsunternehmen dieser Art ausgeübt wird, so groß ist, daß er praktisch die schöpferische Arbeit und die Nutzbarmachung ursprünglichen Denkens hindert. Die wirkliche Atmosphäre, die durch Richtlinien, Prioritäten, Zeitpläne, die notwendige Planung und Koordination eines ganzen Projektes, die Vorbereitung von Arbeitsgängen, Geräten und Zubehöerteilen, nicht zu erwähnen die Vorbereitungen für die Massenproduktion, geschaffen wird, ist alles andere als förderlich für diejenigen, die neuen oder unbekanntem Boden betreten wollen.

Ich beneide wirklich die, die sich frei für eines oder mehrere der vielen Grundprobleme, die mit der Zukunft der interplanetarischen Reisen zusammenhängen, entscheiden und sie so, wie sie es für richtig halten, in Ruhe lösen können.

Die Aufgaben, die in Angriff genommen werden müssen, ehe Weltraumfahrt eine Realität werden kann, bedecken ein viel größeres Feld als gewöhnlich angenommen wird, und sie sind keineswegs auf Ingenieurarbeit beschränkt. Weltraumfahrt ist eine Schatztruhe von Themen, die an technischen Instituten und Universitäten zu behandeln sein werden. Es würde, im Hinblick auf das allgemeine Interesse an diesem Gebiet, nichts weniger als erstaunlich sein, wenn eine Flut von Arbeiten, die sich auf seine Probleme beziehen, einsetzte.

In diesem Zusammenhang beziehe ich mich nicht ausschließlich auf Schriften wie die, die kürzlich von einem jungen Architekten vom Massachusetts Institute of Technology in glänzender Weise verfaßt wurden. Er schrieb seine Diplomarbeit über Aufbau, Einrichtung und Ausrüstung einer Forschungsstation auf dem Mars und wandte sich an mich mit der Bitte um Angaben von technischen Daten über die Weltraumfahrt. Es gibt eine große Menge ähnlicher, wenn auch weniger weit hergeholter Probleme, die sich ebenso auf bisher unbetretenen, gleich faszinierenden Pfaden bewegen. Aus dem unerschöpflichen Reservoir ungelöster Probleme werde ich ein paar willkürlich gewählte Beispiele anführen, die vortreffliche Themen für Doktor- oder Diplomarbeiten für einige unserer jüngeren Anhänger der Weltraumfahrt abgeben.

#### Astronavigationsmathematik

Wir suchen eine Methode, um die Lage eines Weltraumschiffes, das sich ohne Antrieb durch den leeren Raum bewegt, zu beherrschen. Eine solche Lagebeherrschung wird in jedem Raumschiff erforderlich sein, nicht nur, um das Schiff zur Beobachtung der Erde, der Sonne, oder anderer Sterne passend zu drehen und um die Wärmeabsorption zu kontrollieren, sondern auch wegen der Vorbereitungen zu Antriebsmanövern. Die Literatur enthält bekannte Hinweise auf die zwei Hauptmethoden, durch die eine solche Loge-Kontrolle erreicht werden kann. Eine dieser Methoden benutzt kleine Raketenmotore, deren Schub das Schiff um jede seiner drei Achsen drehen kann. Die andere Methode benutzt drei Schwungräder, deren Achsen aufeinander senkrecht stehen. Die Schwungräder können elektrisch oder pneumatisch angetrieben werden, ihr Drehmoment wird das Schiff drehen.

Jede der beiden Methoden hat ihre eigenen Vor- und Nachteile und jede von ihnen wird vermutlich praktische Anwendungen finden — vielleicht wird es sogar nötig sein, beide zu kombinieren.

Es wird jedoch ein langer Weg sein, um von den physikalischen Grundproblemen, willkürliche Lageänderungen bei einem Raumschiff vorzunehmen, zu einem Plan zu kommen, der dieser Absicht in der praktischen Astronavigation dienen wird. Bei der Vorbereitung für ein Antriebsmanöver wird die Anfangslage im Raum gewöhnlich durch eine Navigationstabelle, die diese Lage — bezogen auf ein raumfestes, dreidimensionales Bezugssystem — enthält, bestimmt werden. Häufig wird die Anfangslage von dem Augenblick des Brennbeginns abhängen und so eine dauernde zeitliche Korrektur nötig machen.

Ein raumfestes Bezugssystem an Bord eines Schiffes ist unbedingt wichtig, wenn das Schiff in irgend eine willkürliche Lage gedreht werden soll. Es kann etwa so beschaffen werden, daß man zwei bestimmte Sterne durch eine Kreiselanordnung fest anvisiert. Dann muß es möglich sein, die gewünschte Winkelstellung des Schiffes zu dem raumfesten Bezugssystem auf einer Art Winkelmesser festzustellen. Dies könnte, zum Beispiel, durch ferngesteuerte Drehung von Abnehmern erreicht werden, betätigt durch Wählerscheiben, ähnlich den bekannten Telephonwählern. Wenn so einmal die gewünschte Raumlage erreicht ist, muß allerdings alles andere automatisch erfolgen. Das heißt, daß der Kapitän oder Navigationsoffizier den Antriebsstrahl der Steuerungswungräder durch einen Knopfdruck in Betrieb setzen können muß. Dann muß dieser Arbeitsgang sich solange fortsetzen, bis die räumliche Lage des Schiffes mit der auf der Kreiseleinrichtung festgesetzten übereinstimmt. Danach muß es automatisch in dieser Lage gehalten werden, oder, wenn sich die gewünschte Lage als eine Funktion der Zeit ändert, muß sie sich entsprechend ändern.

Hier haben wir also ein typisches Projekt und ein offenes Problem, das studiert und ausgearbeitet werden kann, ohne irgendwelchen Zusammenhang zwischen dieser Arbeit und der Entwicklung moderner, großer Fernraketen. Anlage und Entwurf eines solchen Raumlage-Kontrollplanes kann gut angemessenen Stoff für eine ganze Reihe von Diplomarbeiten an jedem technischen Institut abgeben. Auch sind die Arbeiten nicht die Grenze dessen, was getan werden kann. Während das durchschnittliche technische Institut nur begrenzte Werkstatteinrichtungen besitzt, dürfte dies aber hinreichend sein, um den Plan im Modell auszuarbeiten. Die Studenten würden dann in der Lage sein, seine Wirksamkeit zu erforschen und aufzuzeichnen, was von beträchtlichem Interesse sein dürfte.

#### Toxikologie in der Büchse

Lassen Sie mich ein anderes Beispiel nützlicher Entwicklungsarbeit bringen, das von der aktuellen Entwicklung im Raketenbau weiter entfernt ist, diesmal aus dem Gebiet der Medizin. Die Weltraumliteratur enthält wiederholte Versicherungen, daß das Problem der atembaren Atmosphäre innerhalb von Raumschiffen oder Weltraumstationen schon vollständig gelöst sei durch die Erfahrungstatsachen, die man mit Druckkabinen in Höhenflugzeugen und analog mit Unterseebooten gesammelt hat. Beides, so wird behauptet, sei direkt auf das Weltraumschiff-Problem anwendbar. Tatsächlich ist der Vergleich nur bis zu einem sehr beschränktem Ausmaß richtig und in jedem Fall zu sehr vereinfacht. „Leben in der Büchse“, wie es kürzlich sehr treffend genannt wurde, hat sehr ernste Schwierigkeiten, besonders über einen längeren Zeitraum hinaus. Weder Unterseeboot noch Flugzeug sieht sich diesen Schwierigkeiten gegenüber, und zwar aus folgenden Gründen: Es gibt ein Axiom in der Toxikologie, der Wissenschaft der Gifte, das besagt, daß die vernichtende Wirksamkeit von Giften auf lebende Organismen als Produkt der Einwirkungszeit und der Konzentration des Giftes anwächst. Eine alte Redensart im Bezug auf den Alkohol erklärt vollkommen die Aussage: Ein gelegentlicher Alkoholgenuß schadet dem Körper weniger als die tägliche Flasche Rheinwein, die das Grab für so manchen Zecher gegraben hat.

(wird fortgesetzt)

## Demonstration des Sprachzerfalls

Von René Ernst

Was in der zwangvollen und wie unaufhaltsam sich verdüsternden Realität unserer Dezennien Sprache noch vermöge —; wie es nach dem tödlichen Ausgang ihrer wie und wann immer induzierten Erkrankung um ihre innere Konsistenz bestellt sei —; ob sie denn unwiderruflich dazu verurteilt sei, nur in den verbalen Emanationen der neuen Barbarei geisterhaft und böse fortzuexistieren, oder ob vielleicht doch eine menschliche Sprache, wenn auch bloß als verlassener Ausdruck, ohne Macht, noch möglich wäre — dieser Fragenkomplex, zuzurechnen dem Umkreis einer Theorie der Gesellschaft, drängt heute, ob artikuliert oder nicht, jedem Bewußtsein sich auf, das noch der Wirklichkeit ein irgend Anderes entgegensetzen möchte. Selbst der Intellektuelle, der sich mit dem Schriftstellerberuf auch der Wirklichkeit verschrieben hat, der dieser angehört, sieht sich, und sei es nur vermöge der Sorge um seine Leistungsfähigkeit, wiederum darauf verwiesen. Doch mag nicht dies allein die in Darmstadt ansässige Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung darauf gebracht haben, das Thema „Macht und Ohnmacht der Sprache“ ihrer Jahresversammlung in der vorletzten Oktoberwoche als zentrales, um das die einzelnen Referate sich gruppieren sollten, vorzugeben. Nachdem ein Bewußtsein von der inneren wie äußeren Ohnmacht der Einzelnen gegenüber den Schrecken des Ganzen kaum noch abweisbar sein dürfte, mag man vage sogar an die hierzulande abseitige und doch näherliegende Frage gedacht haben, warum die aus der Idee einer Akademie nicht wegzudenkende Figur des Literaten, dessen Sprache sich von der Macht nicht imponieren läßt und dieser oft genug Einhalt geboten hat, in Deutschland eigentlich nie aufgekommen ist und inzwischen allenthalben ausgestorben ist.

Von verschiedenen Seiten hätten die recht mannigfach, auf Gegenstände wie den Zustand der Umgangssprache heute, die Sprache von Literatur und Philosophie und die politische Funktion der Sprache angesetzten sieben Vorträge zufassen und etwas von dem sachlichen Profil der genannten Thematik, das in den kurrenten Erörterungen längst abgenutzt ward, wieder herausarbeiten können. In der Tat aber tönnten wiederum nur diese aus den Darmstädter Referaten und Diskussionen, und nicht ein einziges Mal kam es dabei zu fruchtbarer Durchdringung der Sache selbst oder auch nur zum flüchtigsten Kontakt mit ihr. Als Ausnahme genannt zu werden verdient allein die These des Vortrags von Dr. Gerhard Storz über die Ausdrucksmöglichkeiten des Dialekts: daß Dialekt an sich nicht substanzieller, „heiler“, sei als die Schriftsprache und ebenso wie diese, als ein Ausdrucksmittel unter anderen, von dem Dichter, der sich seiner spezifischen Charaktere bedienen will, die wachste, technisch bestmögliche Behandlung verlange; eine wahrhaft kritische Bemerkung, die wohl kaum aus dem gängigen Kulturschmonzes, sondern nur aus intensiver Kenntnis der Sache geschöpft sein konnte. Die Unergiebigkeit sonst rührte jedoch nicht daher, daß die Referenten so etwas wie literarische Spezialisten gewesen wären, in ihre Manuskripte verbissen und nicht fähig oder nicht willens, über deren Grenzen hinauszublicken. Vielmehr zeichnete sich eben deshalb nichts von dem Gesellschaftlichen ab, an welches die Ankündigung hatte denken lassen, weil schon diejenigen Einsichten ausblieben, die man von Literaten und nur von ihnen erwarten könnte: die in die inwendigen, aber Gesellschaftliches reflektierenden Schäden der Sprache, die kaum der von außen hinzutretenden, philologisch oder soziologisch ordnenden Betrachtung der fertigen Texte oder des im sprachlichen Umgang vagabundierenden Materials sich einstellen, sondern fast allein dem literarischen Produzenten, der in konzentrierter, gegen alles Äußere abgeblendeter Arbeit an den winzigsten Elementen seines Materials innerhalb der Sprache deren Konflikt mit der Gesellschaft erst zu spüren bekommt und auszutragen hat. Angesichts der wahrhaft skandalösen sprachlichen Verfas-

sung der weitaus größten Partien der Darmstädter Reden und Diskussionen freilich mußte man mutmaßen, daß der primäre Grund für die Absenz solcher konkreten Einsichten in den festrednerhaft leeren Auslassungen nicht so sehr in jenem Unvermögen zur Umsetzung von verbewußt Innervertem in Begriffe zu suchen sei, das die Ideologie dem produktiven Kopf nachsagt, wie in der Absenz der Innervation selber. Die würde erst in unnachgiebiger, mit begrifflicher Energie übrigens identischer Sorgfalt der Formulierung, die nicht mit dem Strom der Sprache schwimmt, sondern diesen reguliert, sich herstellen.

In Darmstadt schien man eher darin zu ertrinken. Nicht zufrieden mit der Feststellung des allgemeinen Übels und der Notwendigkeit, ihm zu steuern, gab man zwar im stillen der Vorstellung sich hin, als sei man von beidem schon ausgenommen — Professor Schreyvogel verstieg sich gar ausdrücklich zu der wirklich albernsten Behauptung, der deutschen Sprache könne nichts Ernstliches zustoßen, solange es „eine solche Akademie“ gebe —, aber in all den Klagen über den Sprachverfall konnte es, unkontrolliert, wiederum sich behaupten. Die verwilderte Sprache triumphierte. Auch und gerade dann, wenn man glaubt, daß an den objektiven Tendenzen selber kritisch anzufassen sei, und es nicht mit den Phrasen von neuer Zucht und Sittlichkeit hält, die mit dem Begriff des Menschen, auf den allein alles ankomme, schon auf die mildernden Umstände hinaus wollen, die den ignorierten objektiven Tendenzen Tür und Tor öffnen, muß der Tatbestand angekreidet werden. Freilich würde es fast auf eine vollständige Protokollierung der drei Abende hinauslaufen, wollte man alle die Mißgebilde herzhähen, die in den Vorträgen und mehr noch bei den bestallten Diskussionsrednern sich breit machten: Wörter wie „Vollglanz“; schlampige Formulierungen wie „gewissermaßen endlos“ oder „gipfelt in der Entartung“ oder „man muß den Verfall stützen“; pseudo-originelle Prägnanzen wie „kosmische Unterkellerung“; holpernd einherstolzierende Clichés wie „In der Tiefe aber birgt sich“; Sätze, in denen kein irgend unterzubringender Unsinn ungesagt blieb, wie „An der Sprache einer Zeit wird man auch die Macht und Ohnmacht ihres Adels erkennen“; und Verbesserungsvorschläge wie der, statt Verkaufskultur solle man lieber „das schlichte: Kundendienst“ gebrauchen und von „Gehschule für Kunstbeinträger“ zu dem barmherzigen „Gehschule für Krüppel“ zurückkehren. Eine wesentliche Lücke enthielte diese Auswahl jedoch, wenn in ihrem Zusammenhang unerwähnt bliebe, daß einer von den Rednern sich imstande zeigte, den bramarbasierenden Jünger als „radikal“ zu feiern, während ein anderer diesen unsäglichen Stilisten, der vermutlich noch nie auch nur zwei Wörter richtig aneinandergefügt hat, als Repräsentanten einer vornehmen „Esoterie“ mit Marcel Proust zusammenbrachte und bald darauf, ganz ähnlich, Hans Carossa, dem der poetische Rapport „Die Sterne stehn vollzählig überm Land“ zu verdanken ist, mit Adalbert Stifter. Beide Zusammenstellungen verdienen Beachtung insofern, als sie ein für den Verfall des sprachlichen Unterscheidungsvermögens wesentliches Moment, die Reduktion der lesenden Wahrnehmung auf kommerzielle, der Warenverteilung zugehörige Kategorien, in denen die objektive Beschaffenheit des Textes verschwindet, erkennen lassen: „Jünger oder vielleicht Proust?“ „Carossa, oder Stifter?“ — das sind Vorschläge, wie ein Buchhändler sie macht, je nachdem, ob der Kunde was Exquisites wünscht oder mehr fürs Besinnliche ist.

Unschwer ließe sich ein bestimmtes Schema umreißen, das sich in Anlage und Begriffsbildung der einzelnen Referate mehr oder minder komplett durchsetzte. Zu verstehen ist es als eine Art logischer Ersatzbildung für den fehlenden Kontakt mit der Sache. Da an der inneren Objektivität der Sprache vergessen worden war, jenem begrifflich nur äußerst schwer zu fassenden Moment, das allein im Vollzug, bei der

Formulierung einer bestimmten individuellen Intention, als ein dieser Vorgegebenes, zu Beherrschendes in Erscheinung tritt, mußte notwendig eine Perspektive sich ausbilden, die weniger mit der des Subjekts etwas gemein hatte, das selbst etwas sagen will, als mit der des Verwaltungsmannes, der ein Stück kulturellen Volksvermögens zu betreuen hat. Dieser verfügenden, gleichsam von oben hinablickenden Attitude aber muß das Objekt, mit dem sie nicht kommuniziert, notwendig in toten Plunder sich verwandeln. Drastisch trat das hervor an der Diskussionsrede des Soziologen Stoltenberg, der einen so komplexen Begriff wie die Verarmung der Sprache rein lexikalisch, als Vokabelschwund zu verstehen schien, dem durch dekreterische Einführung neuer Wörter, von Freundheit etwa zusätzlich zu Freundschaft, zu begen sei — als ob totgeborene Neuwörter die Sprache bereichern würden. Dieser Sphäre des bürokratisch Wächsernen gesellte der Vortrag von Dr. Hans Zbinden über „Politische Ideologien im Spiegel der Sprache“, der übrigens ganz so klang, als müsse man die Demokratie abschaffen, um die Sprache zu retten, die terroristische Form moderner Administration hinzu. Er forderte, als Gegenmittel gegen das angeblich der politischen Form der Demokratie zur Last zu legende „Eindringen der formlosen Masse“ in die Sprache, „Disziplin“ und — ärger noch und offensadomasochistisch — „Sprachzucht“. Eine Züchtigung der Sprache war sein Vortrag in der Tat.

Als eine Spielart der Attitude, welche die Sprache, über die verhandelt wird, nicht auch zugleich als die eigene erfährt, wäre auch die Taktik W. E. Süskinds zu nennen, der sich in seinem Vortrag „Kritik der Umgangssprache“ in eine Imitation des Johann Peter Hebelschen Idioms hüllte, anstatt sich im eigenen Ausdruck dieser Umgangssprache zu stellen. Am leichtesten jedoch machte es sich Karl Friedrich Borée in seinem Referat über die Sprache, die in der Ostzone im Entstehen begriffen ist. Anstatt nämlich die erste Erfahrung der Verlogenheit dieser Sprache zur konkreten Darstellung ihres inneren Unwesens fortzuentwickeln, verfestigte er sie vorweg in ein apriorisches, virtuell einstimmiges Verdikt, unter dem er eine Auswahl von ostzonalen Sprachgebilden, die an sich durchaus etwas vom totalitären Schrecken widerspiegelten, zum Spaß des Publikums Revue passieren ließ. An sich zutreffende Beobachtungen, der Sucht zum Vollklingenden, Dröhnenden, der Fixierung mechanischer Gedankenverbindungen in neu zusammengesetzte Substantive, des Verfahrens, alles zum Nochniedagewesenen aufzublähen, verkamen dabei zu dürren Ordnungskategorien — die letzte etwa zu „Superlativitis“ —, die zur Charakterisierung des Gegenstandes nichts leisteten und insbesondere die spezifische Differenz zu anderen Sprachsphären, etwa der der Reklame, gar nicht zu fassen bekamen. So gut wie „Sollerfüllung“, „Friedenskämpfer“ und „Bestarbeiter“ hätte man schließlich auch „Apfelbaum“, zumal in einem gewissen Tonfall zitiert, unter sie einreihen können. Statt die simplifikatorische Geordnetheit der Propagandasprache zum Gegenstand lebendig differenzierter Erfahrung herabzusetzen, verschrieb Borée sich selbst der ordnenden Prozedur. In der Tat könnte „Superlativitis“ selber ein östliches Schlagwort sein, lanciert etwa im Zusammenhang mit dem vom Verfaulungsprozeß des Kapitalismus. Zweifelhaft war Borées Verfahren deshalb auch in politischer Hinsicht. Allzu leicht könnte man sich vorstellen, daß ganz genau so, mutatis mutandis, wie er über die Sippschaft jener „Sollerfüllung“ und dergleichen, ein SED-Redner vor entsprechend animiertem Publikum über Wörter wie „Spritzgußverfahren“, „Kundendienst“ oder „Fahrtausweis“ unter Hallo herziehen vermöchte.

Auch sonst verfuhr man in Darmstadt so stümperhaft wie nur ein Schlosserlehrling, der einen kranken Zahn behandeln will. Max Benses Vortrag freilich, der von der Geschichte der Auseinandersetzung zwischen der tendenziell eindeutig fixierten Zeichensprache der Wissenschaften und der nie ganz in Eindeutigkeit aufzulösenden Sprache der Philosophie handelte, und dem wohl ein paar Gescheitheiten abzumerken waren, entzieht sich der Kritik, weil er, in atemberaubendem Tempo vorgetragen und vollgepfropft mit schwer zu kontrollierenden Einzelheiten aus diesem etwas abseits gelegenen Gebiet, einen genauen, zusammenhängenden und

kritischen Mitvollzug nicht zuließ. Das Flimmern und Sprudeln jedoch, in das er sich der Wahrnehmung auflöste, schien zu imponieren, denn das Publikum tobte Beifall und die Kollegen konnten sich in Belobigungen nicht genug tun. Der Mantel der Nächstenliebe aber ist zu breiten über den Namen jenes Professors, der sich über die Scheiterhaufen der Inquisition und die Schlächtereien der Inkas erging, ein andermal — man sah dabei die aufgekremelten Hemdsärmel vor sich — verkündete „Wir müssen ans Wesentliche herankommen“, dann wieder der Mitteilung einer Dame, daß in Paris die Leute bei Sonnenschein guter, bei Regen weniger guter Laune seien, mit dem Ernst des Wissenschaftlers hinzufügte, in Wien sei es genau so, — und für all das schließlich Ehrenmitglied der Akademie wurde.

Logisches Kennzeichen der Unbeholfenheit war, daß die Vorträge sich stets an äußerliche, im Grunde zufällig aufgegriffene Kategorien klammerten und — aus Angst, ein Schritt zur Seite könne alles in Frage stellen — nicht davon abgingen. Nur in der logischen Form des Beispiels, wie es immer sich finden läßt, vorweg gefiltert also und ohne das Schema noch affizieren zu können, fand Material Einlaß. Aus Dr. Erich Franzens Vortrag über „Sprachkritik als Gesellschaftskritik“ etwa sprang kaum mehr heraus als die These, daß solches möglich sei, und zwar weil die Sprache einer Gruppe deren „Wertintegral“, die Totalität ihrer Kultur bis hinab zu den alltäglichsten Gebrauchsgegenständen, in sich widerspiegeln. Der Tübinger Germanist Hugo Kuhn ging die „Sprachmerkmale der heutigen Literatur“ nicht etwa durch wie immer fragmentarische Analyse von Texten an, sondern gleich mit einem ganz allgemeinen, gleichsam naturwissenschaftlichen Gesetz, nach dem die Entwicklung jeder Sprache ablaufe: da der Sprache durchs schon außersprachlich Definierte ihr Spielraum vorgezeichnet sei, müsse dieser sich umso mehr verengen, je geschlossener die Situation des Menschen werde. Daraus, daß diese heute in extremem Maße geschlossen sei, deduzierte er auf eine Weise, die an Plausibilitätsbetrachtungen aus der physikalischen Theorie der elastischen Körper erinnerte, vier Typen heutiger Literatur: die Enge der Situation könne gesprengt werden, wie bei Trakt; ihre Schließung könne weitergetrieben werden, bis sie metaphorische Gebilde hervorbringe, wie in Kafkas Verwandlung; sie könne nach innen erweitert werden, wie in der mythologischen Dimension der Romane Thomas Manns; und schließlich könne sie weiter verengt werden, „bis sie allseitig zu oszillieren beginnt“, wie bei Gottfried Benn. So hülsenhaft wie diese Typenreihe war auch die Gesichtsskizze von Hans Zbinden, deren Schema die Vorstellung abgab, daß die Demokratie im neunzehnten Jahrhundert der „formlosen Masse“ Einlaß in die Sprache verschafft und durch Abbau der „Hierarchiegefühle“ aristokratische Erscheinungen wie Gottfrieds Keller — er „liebt direkte Rede nur sparsam“ — unmöglich gemacht habe. Ihre Sprache sei rückgratlos, hieß es im Oberlehrerjargon, und „ohne jedes Blut“, ihre Erneuerung „erlesenen Federn anvertraut“. Der verkommenen Sprache, für die er aus gesellschaftlicher Ignoranz die politische Form der Demokratie büßen ließ, schmettete dieser Schweizer die Parole „Vollglanz der Worte“ entgegen oder, fanfarenhaft: „neues Erleben und neues Schauen.“ Er selbst sprach sie freilich — „in dem hohen Sinn, von dem gestern hier die Rede war“ —, und der Konfrontation mit den Fakten sowohl wie mit der eigenen Tendenz entzog er sich schon durch den verschwommenen, changierenden Charakter seiner Begriffe. Als typisch dafür gelten kann ein Satz, in dem er konstatierte, die „Dynamik der Straße“ habe keinen Raum mehr fürs Besinnliche, für langen Atem, und dabei, durch den Tonfall, zuerst die Dynamik der Straße zu perhorreszieren schien, um sie gleich darauf gegen Thomas Mann, der es sich noch erlaube, lange Sätze zu schreiben, hämisch auszuspielen.

W. E. Süskind hatte in seinem pittoresken Vortrag über Umgangssprache einem Zusammenstoß seiner Kategorien mit der Sache dadurch vorgebeugt, daß er nie mit Bestimmtheit zu erkennen gab, ob sie als deskriptive oder normativ-lehrhafte zu verstehen seien. Zu fassen sei die Umgangssprache in zwei komplementäre Bestimmungen: es müsse in ihr, zur Erhaltung von Sachlichkeit und Ordentlichkeit unabdingbar, fixierte Prägungen geben, gleichwohl aber auch

einen gewissen Spielraum, in dem das originell Persönliche, herzlich Menschliche bis hinab zur Stammtischunterhaltung — die sich aus nichts als kollektiven Clichés zusammensetzt — sich ansiedeln könne. Die Unwesentlichkeit der Konzeption hätte sich nicht sinnfälliger darstellen können als darin, daß sie ihre „praktischen Beispiele“ gerade aus der Eisenbahn heranzitierte, die doch längst zu einem Rustikalen, einem Überbleibsel aus der guten alten Zeit geworden ist. Angesichts einer Sprache, die zuletzt durch die Gestapoverhöre bis ins Innerste getroffen worden ist, mußte es allerdings noch skurriler anmuten, daß Süskind als gute Umgangssprache die definierte, die es dem Menschen ermögliche, aus allen Lebenssituationen „mit heiler Haut“ und „schick-

lich“ hervorzugehen. Als ob nicht die Sprache selber dabei ihre heile Haut zerschunden bekäme, wenn selbst sie noch eine hätte.

Erich Franzen hatte gegen Ende seines Vortrags Kindheit und Dichtung die „ungefährlichen Grenzsituationen“ der Sprache genannt, und es fiel schwer, die überbrückende Bemerkung des Diskussionsleiters, mit diesem Vortrag sei wohl eine Begründung für die Notwendigkeit der Akademie gegeben worden, nicht mit diesem Detail in Verbindung zu bringen. Nun, das Ungefährliche sollte man wünschen, nicht aber die eher an die Grenzsituationen von heute gemahnende Massenvernichtung der Sprache, die man in aller Ahnungslosigkeit auch in Darmstadt betrieb.

## Weltraumfahrt - eine internationale Gemeinschaftsaufgabe

Von Wernher von Braun

Zusammen mit sehr vielen technischen Großtaten der vergangenen Jahre hat die Entwicklung der Raketentechnik zwei Gesichter — wie der römische Gott Janus. Eines dieser Gesichter ist der Lösung eines übernationalen Problems zugewendet: der Erforschung des Weltraumes. Das andere sieht auf den Bruderkampf, für den Nationen Milliarden von Steuer-Dollars, Pfunden, Rubel und Francs zur Schaffung von furchtbaren neuen Vernichtungsmethoden opfern. Das Leitwort auf dem Banner der Internationalen Astronautischen Föderation verlangt friedliche Erforschung des Himmels, aber die Föderation sieht sich seit ihrer Gründung einem scheinbar unüberwindlichen Hindernis gegenüber: Der Kontakt mit wichtigen und aktuellen Raketen-Projekten ist in jeder Hinsicht unmöglich durch die militärische Geheimhaltung.

Nicht wenige Jünger der Weltraumfahrt haben bisher geglaubt, daß sie auf die Spitze eines Dilemmas gebracht werden, wenn sie aktiv an der Entwicklung ihres erwählten Zweiges der Wissenschaft teilnehmen würden: Entweder sie müssen sich selbst hinter die Wand der Geheimhaltung, die einige nationale Entwicklungsprojekte umgibt, einkerkern, oder sie müssen öffentlich alle militärischen Anwendungen der Raketentechnik bekämpfen, indem sie feierlich ihren Abscheu gegen jegliche Entwicklung, die anderen als friedlichen Zwecken dient, proklamieren. Es darf angenommen werden, daß letztere Haltung durch Abneigung oder Unfähigkeit zur ersteren erzeugt werden könnte . . .

Meiner Meinung nach ist jede der beiden Haltungen unrichtig und wirklichkeitsfremd.

Ich hoffe, daß ich meine Abneigung gegen den Gedanken, daß unser Planet doch wieder einem Weltkrieg unterworfen würde, nicht ausdrücklich darzulegen brauche, einem Weltkrieg, in dem Raketen in tödlicher Mission Schrecken verbreiten würden. Jeden müßten solche Perspektiven mit Grauen erfüllen. Aber wir müssen einräumen, daß große Raketen zu einem wesentlichen Bestandteil nationaler Kriegsrüstung geworden sind, und sie nicht mehr ausschließlich friedlichen Zwecken vorbehalten und gewidmet werden können, ebenso wie Flugzeug und Tank. Deshalb wird es solange militärische Raketenentwicklung in unserer zerrissenen Welt geben, bis eine generelle Abrüstung auf allen Gebieten eintritt.

Warum Wissenschaft frei sein muß

Selbst jetzt sieht sich die militärische Raketenentwicklung einem kritischen Dilemma gegenüber, das oft übersehen wird: Einerlei, wie großzügig die Zuwendungen für ein Entwicklungsprogramm sind, es kann den Fortschritt nicht

herbeiführen, ohne das Kapital des Wissens hinzuzuziehen, das von denen erworben wurde, die mit den Arbeiten an der Grundlagenforschung auf internationaler Basis beschäftigt sind. Kein Geringerer als Charles Kettering, der Mann, der die ungeheure Forschungsorganisation von General Motors lange Jahre hindurch anführte, bemerkte einst, daß eine Wand der Geheimhaltung um ein Laboratorium mehr fernhält als schützt und Kettering hat wahrscheinlich mehr zu dem modernen Automobil beigetragen, als irgend ein anderer Ingenieur unserer Zeit. Jedes Entwicklungsprojekt, dessen Bearbeiter von der befruchtenden Wirkung eines freien wissenschaftlichen Gedankenaustausches abgehalten werden, muß letzten Endes zugrunde gehen, wie ein Garten, der für die zur Befruchtung wichtigen Insekten unzugänglich ist. Kein Gold der Welt kann einen solchen Garten davor bewahren, zugrunde zu gehen.

Während des 2. Weltkrieges war die Entwicklung der A4-Rakete abhängig von den Forschungstatsachen und dem bereitliegenden Wissen, das während zwanzig Jahren durch Experimentatoren und Denker der ganzen Welt zusammengetragen worden war. Gegenwärtig aber ist diese Ernte des Wissens nahezu erschöpft. Der rapide Fortschritt in der vorangetriebenen Raketentechnik ist durch das Fehlen neuer Vorstellungen auf dem Gebiet der Grundlagenforschung fast vollständig blockiert.

Glauben Sie nicht, daß die wichtigen neuen Erkenntnisse, welche die Grundlagenforschung angehen, während jener hektischen Kriegsjahre, die derartig auffallende Fortschritte in der Wissenschaft der Fernraketen brachte, zustande gekommen sind. Wenn Kanonen im Zorn sprechen, ist jedes Forschungsprojekt mit einem Aushängeschild versehen, dessen Inschrift „Dieses Unternehmen ist nur für ‚ad hoc‘-Forschung“ wie das Schwert des Damokles über den Häuptern der Arbeiter hängt.

Als Dr. Robert Oppenheimer die erste Atombombe unter dem Schutz des berühmten „Manhattan Projektes“ entwickelte, erkannte er Vorgänge, die ihn kürzlich zu der Bemerkung veranlaßten, daß die Ingangsetzung der Atombombenentwicklung der Vereinigten Staaten sämtliche schöpferische Tätigkeit auf dem Gebiet der Kernwissenschaft zunichte gemacht habe. Von einem berühmten Manne, dessen Taten auf wissenschaftlichem Gebiet derart hervorstechend sind, mag diese Bemerkung auf den ersten Blick erstaunlich sein, so paradox erscheint sie. Wenn es aber eine Richtschnur gibt, an die man sich halten muß, wird man durch die Notwendigkeiten des Krieges besonders unerbittlich, es ist nur wenig Raum für Neugier gegenüber technischen Entwicklungsprojekten, sei diese Neugier nun göttlicher oder anderer Natur.



Für die Prüfung der Lebensmittelchemiker (früher Nahrungsmittelchemiker) gilt noch die Vorschrift für die Nahrungsmittelchemikerprüfung aus dem Jahre 1895. Als man erkannt hatte, daß die vorstehende Prüfungsordnung den neuzeitlichen Anforderungen der Ausbildung nicht mehr entspricht, wurde eine Abänderung der Prüfungsordnung im Jahre 1939 in Angriff genommen, konnte aber durch den Ausbruch des Krieges nicht weitergeführt werden. Im Jahre 1949 wurde die Arbeit auf Grund der Erkenntnis, daß das chemische und pharmazeutisch-chemische Studium grundlegende Reformen erfahren hat, wieder aufgenommen, und in Zusammenarbeit zwischen den verantwortlichen Hochschullehrern und den Lebensmittelchemikern der Industrie als den Vertretern der Praxis konnte der Entwurf einer neuen, dem heutigen Stand der Wissenschaft und Forschung angepaßten Prüfungsordnung fertiggestellt werden. Er wurde von der Fachgruppe Lebensmittelchemie der Gesellschaft Deutscher Chemiker und dem Verbands der Vorstände selbständiger Unterrichtsinstitute für Chemie an deutschen Universitäten und Technischen Hochschulen gut geheißen, hat aber noch keine Rechtskraft und liegt zur nochmaligen Prüfung bei dem Vorsitzenden der Kommission zur Neubearbeitung der Prüfungsordnung für Lebensmittelchemiker.

Die zwingende Notwendigkeit zur Neubearbeitung der Prüfungsordnung ergab sich durch den Umstand, daß Chemiestudierende, die unzulängliche Leistungen in Physik oder physikalischer Chemie aufwiesen und den in der Diplom-Chemiker-Prüfungsordnung festgelegten Studiengang nicht erfüllten, das lebensmittelchemische Studium auf Grund der völlig veralteten Prüfungsordnungen aufnehmen konnten. Die Folge davon war, daß der Andrang zum Studium der Lebensmittelchemie immer mehr zunahm, und die Institutsvorstände mit Recht ernsthaft Bedenken gegen diese Art von „Schmalspurstudium“ geltend machten und auf die unabsehbaren Folgen für das gesamte Fach der Lebensmittelchemie hinwiesen.

Das Wesentliche des daraufhin ausgearbeiteten neuen Entwurfs liegt darin, daß der Schwerpunkt der Ausbildung auf dem Fache Chemie liegt, d. h. daß der junge Lebensmittelchemiker in erster Linie Chemiker sein muß. Nur mit einer gründlichen chemischen Ausbildung ist er in der Lage, die recht komplizierten Fragestellungen der Lebensmittelchemie in wissenschaftlicher und praktischer Hinsicht zu beantworten. Er muß daher bei der Zulassung der Vorprüfung ebenso wie der Chemiestudierende die Praktika in anorganischer, organischer und physikalischer Chemie nachweisen. In der mündlichen Prüfung wird er in diesen Fächern sowie in der analytischen Chemie, der technologischen Chemie und in Physik und Botanik geprüft. Diese gründliche Ausbildung in der Chemie und in den Grenzgebieten Biochemie, physiologische Chemie und Mikrobiologie äußert sich auch in der Ableistung der Hauptprüfung, die sich auf folgende Fächer erstrecken soll:

1. Chemie und Technologie der Lebensmittel und Bedarfsgegenstände auch unter Berücksichtigung biochemischer, physiologisch-chemischer und toxikologisch-chemischer Fragen.
2. die Lebensmittelüberwachung, Untersuchung und Beurteilung der Lebensmittel und Bedarfsgegenstände.
3. spezielle Botanik (Rohstoffkunde, Mikrobiologie, Mikroskopie), ferner auf bakteriologische Untersuchungsmethoden des Wassers und der übrigen Lebensmittel, jedoch unter Beschränkung auf die einfachen Kulturverfahren.
4. die Rechtsbestimmungen, die den Verkehr mit Lebensmitteln und Bedarfsgegenständen und seine Überwachung regeln.

Obwohl diese Prüfungsbestimmungen noch nicht in Kraft sind, halten wir es für wichtig, an dieser Stelle die wesentlichsten Grundgedanken neben einigen Auszügen zu veröffentlichen, zumal der Ausbildungsgang an der Universität Frankfurt praktisch bereits auf diesen Grundlagen basiert. Ein Studium der Lebensmittelchemie ist an unserer Universität nicht mehr möglich, wenn der Studierende nicht auf Grund seiner Ausbildung die sichere Gewähr für eine erfolgreiche wissenschaftliche und praktische Arbeit in der modernen Lebensmittelchemie bietet.

Die Johann-Wolfgang-Goethe-Universität und die Freie Universität Berlin sind die beiden einzigen deutschen Hochschulen, die über einen ordentlichen Lehrstuhl für Lebensmittelchemie und -technologie verfügen. An anderen Universitäten und Technischen Hochschulen erfolgt die Ausbildung der Lebensmittel-

chemiker an pharmazeutischen und Lebensmittelchemischen Instituten. Es wird angestrebt, auch an anderen Universitäten, z. B. Hamburg, München und Münster, Lehrstühle für Lebensmittelchemie und -technologie zu schaffen.

Nach der heute noch gültigen Prüfungsordnung für Lebensmittelchemiker vom Jahre 1895 zerfällt die Prüfung in eine Vor- und eine Hauptprüfung.

#### Vorprüfung:

Zur Ableistung der Vorprüfung ist der Nachweis eines naturwissenschaftlichen Studiums von sechs Semestern erforderlich. Das Studium muß an einer Universität oder an einer Technischen Hochschule zurückgelegt worden sein. Mindestens fünf Semester müssen an einem chemischen Laboratorium verbracht sein. Studierende der Lebensmittelchemie, die die Dr.-Prüfung oder die Dr.-Ing.- oder Diplomprüfung bestanden haben, können mit ministerieller Genehmigung von der Vorprüfung ausnahmsweise befreit werden, wenn sie nur noch eine Ergänzungsprüfung in dem für die Lebensmittelchemiker-Vorprüfung vorgeschriebenen Fach abzulegen haben, in dem sie noch nicht geprüft worden sind. Ein Bewerber, der z. B. die Diplom-Chemiker-Prüfung abgelegt hat, muß hiernach also eine Ergänzungsprüfung in Botanik ablegen.

Die Vorprüfung erstreckt sich auf anorganische, organische und analytische Chemie, Botanik und Physik, wobei bei der Prüfung in organischer Chemie auch die Mineralogie zu berücksichtigen ist.

Die Prüfung ist mündlich.

#### Hauptprüfung:

Die Meldung zur Hauptprüfung setzt voraus, daß der Prüfling vor oder nach der Vorprüfung an einer Universität oder Technischen Hochschule mindestens ein halbes Jahr lang an Mikroskopierübungen teilgenommen hat und nach bestandener Vorprüfung mindestens drei Semester mit Erfolg an einer Anstalt zur Untersuchung von Lebensmitteln tätig war. (Kandidaten, die das pharmazeutische Staatsexamen mit dem Prädikat „sehr gut“ bestanden haben, brauchen das Zeugnis über die abgelegte Vorprüfung nicht, wenn die bestehenden Prüfungsbedingungen als ausreichend anerkannt sind.)

Die Hauptprüfung zerfällt in einen praktischen und einen theoretischen Teil. Der praktische Teil umfaßt vier Abschnitte:

1. die Durchführung einer qualitativen und quantitativen Analyse
2. die Durchführung einer quantitativen lebensmittelchemischen Analyse
3. die Durchführung einer qualitativen Analyse eines Bedarfsgegenstandes
4. die Durchführung einer Aufgabe aus dem Gebiet der allgemeinen Botanik (Systematik, Anatomie und Morphologie mit Hilfe des Mikroskops).

Anschließend daran wird eine wissenschaftliche mündliche Prüfung abgelegt. Diese erstreckt sich

1. auf die anorganische, organische und analytische Chemie unter Berücksichtigung der chemischen Zusammensetzung und der Inhaltsbestandteile der Lebensmittel und Bedarfsgegenstände
2. auf die Herstellung und Beschaffenheit der Lebensmittel und Bedarfsgegenstände (Technologie)
3. auf die allgemeine Botanik
4. auf das Lebensmittelgesetz und das Lebensmittelrecht.

Die Dauer der Hauptprüfung erstreckt sich auf insgesamt drei Wochen, wenn die mündliche Prüfung unmittelbar auf die praktische Prüfung folgt.

Über die Zulassung des Kandidaten zur Prüfung entscheidet der Ausschuss für die Vor- und Hauptprüfung der Lebensmittelchemiker, dessen Vorsitzende durch den Minister des Innern berufen werden. (z. Z. I. Vorsitzender: Prof. Dr. Lehmann; stellv. Vorsitzender: Prof. Dr. Diemair. Geschäftsstelle Universitätsinstitut für Lebensmittelchemie, Paul-Ehrlich-Str. 40.)

Die Prüfungsgebühren betragen 180,— DM und sind an die Universitätsquästur vor Eintritt in das erste Prüfungsfach zu zahlen.

(Die Veröffentlichung der Übersicht wird in unserer nächsten Nummer fortgesetzt.)

# Übersicht über die Prüfungsordnungen

der Fachrichtungen sämtlicher Fakultäten an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt/Main

## Medizinische Fakultät

### A. Vorprüfungen

#### 1. Ärztliche Vorprüfung

Die ärztliche Vorprüfung schließt den vorklinischen Teil des ärztlichen Studiums ab. Sie kann nach Vollendung des vierten Semesters abgelegt werden. Zur Prüfung muß außerdem der Nachweis über die Teilnahme an folgenden Vorlesungen erbracht werden:

1. einsemestrige Vorlesungen:

Zoologie (4 Wochenstunden), Botanik mit Heilkräuterexkursionen (4 Wochenstunden), Histologie (2 Wochenstunden), Genetik (3 Wochenstunden), physiologische Chemie (5 Wochenstunden);

2. zweisemestrige Vorlesungen:

Chemie (je 4 Wochenstunden), Physik (je 3 Wochenstunden), allgemeine Physiologie (je 5 Wochenstunden);

3. dreisemestrige Vorlesungen:

Anatomie (je 5 Wochenstunden);

4. einsemestrige praktische Übungen:

physikalisches Praktikum (2 Wochenstunden), chemisches Praktikum (5 Wochenstunden), mikroskopisch-anatomischer Kurs (6 Wochenstunden), anatomische Präparierübungen I und II (je 12 1/2 Wochenstunden);

Die Prüfung ist mündlich, geprüft wird in den Fächern Anatomie, allgemeine Physiologie, physiologische Chemie, Physik, Chemie, Zoologie, Botanik. Die Gesamtdauer der Prüfung beträgt bei normalem Verlauf ungefähr vier Tage. Die Prüfungsgebühren für die ärztliche Vorprüfung betragen 100,— DM und sind an die Staatskasse zu zahlen.

Diese Prüfungsbestimmungen (vom 17. 7. 1939, Bestallungsordnung für Ärzte), sollen in absehbarer Zeit durch eine neue Prüfungsordnung ersetzt werden, die von den gültigen in wesentlichen Punkten abweichen soll. Der genaue Zeitpunkt des Inkrafttretens ist jedoch nicht bekannt

#### 2. Zahnärztliche Vorprüfung

Die zahnärztliche Vorprüfung kann bereits nach einem dreisemestrigen Studium abgelegt werden. Zur Prüfung muß der Nachweis der Teilnahme an folgenden Vorlesungen, Praktika und Kursen erbracht werden:

1. Anatomie I (5 Wochenstunden), Anatomie II (5 Wochenstunden), Anatomie des Kopfes (2 Wochenstunden), Histologie (3 Wochenstunden), Physiologie für Zahnmediziner (3 Wochenstunden), Experimentalphysik I (3 Wochenstunden), Experimentalphysik II (4 Wochenstunden), organische Experimentalchemie (4 Wochenstunden), anorganische Experimentalchemie (4 Wochenstunden), zahnärztliche Materialkunde (1 Woche), Methodik des Zahnersatzes (1 Woche), allgemeine Entwicklungsgeschichte (3 Wochenstunden).

2. Präparierübungen (15 Wochenstunden), mikroskopisch-anatomisches Praktikum (5 Wochenstunden), chemisches Praktikum (4 Wochenstunden), zwei Kurse in der Zahnersatzkunde (je 12 Wochenstunden).

Die zahnärztliche Prüfung ist mündlich, die Gebühren in Höhe von 100,— DM sind an die Staatskasse zu zahlen.

## B. Staatsprüfungen

### 1. Ärztliche Prüfung

Auch für die ärztliche und zahnärztliche Prüfung sind neue Bestimmungen zu erwarten. Der Zeitpunkt ihres Erlasses bzw. der entsprechenden Übergangsbestimmungen ist jedoch noch nicht abzusehen. Auf jeden Fall ist mit einer Verlängerung der Studien- bzw. Ausbildungszeit zu rechnen.

Nach den zur Zeit noch gültigen Bestimmungen erfordert das medizinische Abschlußexamen eine Studienzeit von mindestens 10 Semestern, davon vier vorklinische und sechs klinische, weiterhin eine sechsmonatige Tätigkeit als Famulus, die Teilnahme an zwei öffentlichen Impf- und Wiederimpfterminen sowie anderen dazugehörenden Nachschauterminen. Außerdem muß der Nachweis über die Teilnahme an den zur Ablegung der ärztlichen Vorprüfung notwendigen Vorlesungen, Übungen etc. sowie der Nachweis über die erfolgreich bestandene ärztliche Vorprüfung erbracht werden.

Die Teilnahme an folgenden Vorlesungen nach Ablegung der ärztlichen Vorprüfung muß belegt werden:

Medizinische Propädeutik, allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie, spezielle Pathologie, topographische Anatomie, pathologische Physiologie, Pharmakologie und Toxikologie der organischen und anorganischen Stoffe, naturgemäße Heilmethoden, medizinische Strahlenkunde, Orthopädie, Erkran-

kungen des Zahnes und seines Halteapparates, Berufskrankheiten, Begutachtung in der Sozialversicherung und Unfallheilkunde, gerichtliche Medizin, ärztliche Rechts- und Standeskunde, Erbbiologie (Genetik), Hygiene, Hygiene unter besonderer Berücksichtigung der Gewerbehygiene.

An folgenden Kursen muß der Kandidat regelmäßig und mit Erfolg teilgenommen haben:

Pathologisch-anatomischer Demonstrationskurs, pathologisch-histologischer Kurs, Sektionskurs, Kurs der Auskultation und Perkussion, Kurs der klinischen Chemie, geburtshilflich-gynäkologischer Untersuchungskurs, medizinisch-klinische Visite, geburtshilflich-gynäkologische Visite, geburtshilflicher Operationskurs, Augenspiegelkurs, Ohren- Nasen- Kehlkopfspiegelkurs, Rezeptierkurs, bakteriologisch-serologischer Kurs, Impfkurs.

Als Praktikant muß der Kandidat während zweier Semester regelmäßig und mit Erfolg teilgenommen haben an der: medizinischen Klinik, chirurgischen Klinik, geburtshilflich-gynäkologischen Klinik, Kinder- oder Kinderpoliklinik. Außerdem muß er vier Kreissende in Gegenwart des Lehrers oder Assistenzarztes entbunden haben.

Während des Semesters muß der Kandidat als Praktikant regelmäßig und mit Erfolg teilgenommen haben an der: medizinischen Poliklinik, chirurgischen Poliklinik, Poliklinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten, psychiatrischen Klinik, Klinik und Poliklinik für Hals- Nasen- und Ohrenkrankheiten, Klinik und Poliklinik für Augenkrankheiten, Klinik und Poliklinik für Haut- und Geschlechtskrankheiten, am chirurgischen Praktikum. Außerdem muß er sich an den Betriebsbegehungen und -besichtigungen in einem Semester haben.

Die ärztliche Prüfung umfaßt 12 Prüfungsabschnitte, die Prüfung erfolgt schriftlich und mündlich. Hausarbeiten kommen vor in Form von Epikrisen zu den in der Prüfung bearbeiteten Krankheitsfällen. Gewöhnlich stehen dafür einige Stunden zur Verfügung. Die Dauer der Prüfung in den einzelnen Prüfungsabschnitten ist verschieden. In den kleineren Kliniken ist die Prüfung meistens an einem Tage zu absolvieren, in den größeren dauert sie mehrere Tage. Die Gesamtdauer der Prüfung darf im Lande Hessen 5 Monate betragen. Die Prüfungsgebühren (einschließlich der Bestallungsgebühren) betragen zur Zeit DM 260,— und müssen vor Eintritt in das erste Prüfungsfach an die Staatskasse entrichtet werden.

### 2. Zahnärztliche Prüfung

Die zahnärztliche Prüfung kann nach einem Gesamtstudium von sieben Semestern abgelegt werden. Davon können entweder drei Semester in die vorklinische und vier in die klinische, oder aber vier in die vorklinische und drei in die klinische Zeit entfallen. Außer dem Nachweis über die erfolgreich abgelegte zahnärztliche Vorprüfung und die Teilnahme an den dazu erforderlichen Vorlesungen, Kursen etc. muß der Kandidat folgende Kurse regelmäßig und mit Erfolg besucht haben:

Kurs der konservierenden Behandlung der Zähne am Kranken, Kurs in der Zahnersatzkunde, Kurs der klinischen Untersuchungsmethoden. Alle Kurse sind zweisemestrig.

Außerdem muß die Teilnahme an der

Poliklinik für Zahn- und Mundkrankheiten (zweisemestrig) und Klinik und Poliklinik für Haut- und syphilitische Krankheiten (einsemestrig) nachgewiesen werden.

Die zahnärztliche Prüfung umfaßt sechs Prüfungsabschnitte, die Prüfung erfolgt mündlich und schriftlich, siehe auch ärztliche Prüfung. Die zahnärztliche Prüfung wird meist in zwei Monaten absolviert. Die Prüfungsgebühren betragen DM 206,50 und sind vor Eintritt in das erste Prüfungsfach an die Staatskasse zu entrichten.

## C. Promotion

Die medizinische Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität zu Frankfurt am Main verleiht die akademischen Grade des Doktors der Medizin und des Doktors der Zahnmedizin.

Zur medizinischen Doktorprüfung wird zugelassen, wer im Besitze der ärztlichen Bestallung oder einer Bescheinigung über die bestandene ärztliche Prüfung ist. Ferner müssen mindestens zwei Semester vom Kandidaten an der Johann Wolfgang Goethe-Universität studiert sein. Hiervon kann nur aus besonderen Gründen abgesehen werden. Die Meldung zur Prüfung geschieht durch ein schriftliches Zulassungsgesuch, das an den Dekan der Fakultät zu richten ist. Mit dem Gesuch sind zu überreichen:

1. der Bestallungsschein oder ein Zeugnis über das vollständige Bestehen der ärztlichen Prüfung,
2. die Dissertation,
3. ein vom Bewerber eigenhändig geschriebener Lebenslauf mit Angabe der Studienorte und -zeiten,
4. eine Erklärung über etwaige frühere Promotionsversuche.

prüfung eine Frist von mehr als drei Monaten, so hat der Bewerber noch ein Führungszeugnis von der Polizeibehörde des letzten Aufenthaltsortes beizufügen. Ein Zeugnis ist auch beizufügen, wenn zwischen der Meldung zur Doktorprüfung und der mündlichen Prüfung mehr als drei Monate verstrichen sind. Als Dissertation ist eine in deutscher Sprache geschriebene Abhandlung aus dem Gebiete der Medizin vorzulegen. Durch die Dissertation soll sich der Kandidat darüber ausweisen, daß er die Befähigung erlangt hat, selbständig wissenschaftlich zu arbeiten. Eine schon im Druck veröffentlichte, in deutscher Sprache geschriebene Abhandlung kann als Dissertation eingereicht werden. Im Falle der Zulassung hat der Bewerber vor dem Beginn der Prüfung die Promotionsgebühren (einschließlich der Druckkosten für das Diplom) in Höhe von DM 200,— an die Universitätskasse zu entrichten und die Bescheinigung darüber dem Dekan der Fakultät abzuliefern. Die Verfasser von preisgekrönten Arbeiten, die als Dissertation angenommen werden, sind von der Zahlung der Promotionsgebühren befreit.

In einem besonderen Schriftstück hat der Bewerber anzugeben, ob und in welcher wissenschaftlichen oder Krankenanstalt er die Dissertation ausgearbeitet, und inwieweit er sich bei ihrer Ausarbeitung fremden Rates bedient hat. Der Dissertation selbst ist ein Verzeichnis der benutzten literarischen und sonstigen Hilfsmittel anzufügen. Am Schluß des Schriftstückes ist folgende „Versicherung an eidesstatt“ wörtlich hinzuzufügen:

„Ich versichere an Eidesstatt, daß ich die sämtlichen vorstehenden Angaben über meine Dissertation nach bestem Wissen gemacht habe.“

Die Versicherung ist mit Datum und Namensunterschrift zu versehen.

Der Dekan bestellt zwei Gutachter zur schriftlichen Berichtserstattung über die Dissertation. Die Dissertation wird für genehmigt erklärt, wenn die Gutachter die Genehmigung beantragen und der Dekan dem Antrag zustimmt. Im Falle der Zurückweisung der Abhandlung kann die Fakultät dem Bewerber gestatten, frühestens nach drei Monaten, spätestens nach einem Jahre, ohne Einzahlung weiterer Gebühren eine verbesserte oder neue Abhandlung einzureichen. Wird auch diese zurückgewiesen oder wird die Frist von einem Jahr nicht eingehalten, sind die Gebühren verfallen. Bei Dissertationen über Grenzgebiete zwischen zwei Fakultäten kann der zweite Gutachter einer anderen Fakultät angehören.

Haben die Berichterstatter vorgeschlagen, die Arbeit anzunehmen, so veranlaßt der Dekan den Fortgang der Prüfung. Die Dissertation nebst dem Gutachten wird bis zum Vortag der mündlichen Prüfung zur Einsichtnahme der Fakultätsmitglieder ausgelegt, denen Name des Promovenden, Titel der Dissertation, Namen und Noten (genügend, gut, sehr gut, ausgezeichnet) der Berichterstatter, sowie der Termin der mündlichen Prüfung rechtzeitig mitzuteilen ist. Wird gegen die Ablehnung einer Arbeit ein begründeter Einspruch erhoben, so entscheidet der Dekan über die erneute Prüfung der Arbeit, für die er Gutachter außerhalb der Fakultät auffordern darf. Die endgültige Entscheidung über die Annahme oder Ablehnung der Arbeit nach der erneuten Prüfung trifft der Rektor nach Anhören des Dekans und der für die Arbeit ernannten Gutachter. Eine abgelehnte Arbeit verbleibt mit allen Gutachten bei den Akten der Fakultät.

Ist die Prüfung bestanden, so hat der Bewerber die Abhandlung in der von der Fakultät genehmigten Form drucken zu lassen und die von der Fakultät festgesetzte Zahl von Abzügen innerhalb eines Jahres, falls nicht auf rechtzeitigen Antrag hin ein Aufschub vom Dekan bewilligt wird, an das Dekanat der Fakultät abzuliefern. Auf dem Titelblatt ist die Jahreszahl des Druckes anzugeben, auf der Rückseite des Titelblattes der Name des Dekans und der Gutachter sowie das Datum der mündlichen Prüfung. Am Schluß der Dissertation ist der eingereichte Lebenslauf zu drucken.

Nach der Genehmigung der Dissertation hat sich der Bewerber der Doktorprüfung zu unterziehen. Die Prüfung besteht in der Beurteilung der Dissertation und der mündlichen Prüfung. Die Zurücknahme eines Promotionsgesuches ist so lange zulässig, wie nicht durch eine ablehnende Entscheidung über die Dissertation das Promotionsverfahren beendet ist oder die mündliche Prüfung begonnen hat. Zur mündlichen Prüfung ist der Bewerber mindestens drei Tage vorher vom Dekan einzuladen. Geprüft wird der Bewerber in drei Fächern und zwar

1. in einem vorklinisch-theoretischen Fach (Anatomie, animalische Physiologie oder vegetative Physiologie),
2. in einem klinisch-theoretischen Fach (Pathologie, Hygiene, Erbbiologie oder Pharmakologie),
3. in einem der klinischen Hauptfächer (Innere Medizin, Chirurgie, Frauenheilkunde) oder in einem anderen Fach, falls die Dissertation aus dem Gebiet dieses Faches stammt.

Das Ergebnis der Prüfung wird unmittelbar nach der münd-

lichen Prüfung festgestellt und verkündet. Die Prüfung ist bestanden, wenn mindestens zwei Prüfer sich dafür erklären. Der Prüfungsausschuß wird vom Dekan bestimmt. Wenn der Bewerber von der Prüfung zurücktritt oder sich trotz zweimaliger Aufforderung zur mündlichen Prüfung nicht stellt, so gilt die Prüfung bei Gebührenverfall als nicht bestanden. Jeder Prüfer hat den Bewerber eine Viertelstunde zu prüfen und das Ergebnis der Prüfung mit der Note in das Protokoll einzutragen. Nach bestandener Prüfung setzt der Dekan die Note für die gesamte Prüfung fest. An Noten werden verteilt; genügend (rite), gut (cum laude) und sehr gut (magna cum laude). Ausnahmsweise kann bei besonderen wissenschaftlichen Leistungen die Note ausgezeichnet (summa cum laude) erteilt werden. Ist die Prüfung nicht bestanden, so darf der Bewerber das Zulassungsgesuch einmal wiederholen. Dies kann frühestens nach Ablauf von drei Monaten geschehen. Er hat in diesem Falle nur die Hälfte der Gebühren nochmals zu zahlen. War die Dissertation genehmigt, ist eine neue nicht erforderlich. Die Promotion erfolgt durch Zufertigung des Doktordiploms. Hiermit beginnt das Recht zur Führung des Doktorgrades.

Bei fehlender ärztlicher Bestallung kann aus besonderen Gründen zur medizinischen Doktorprüfung zugelassen werden, wenn das medizinische Examen rigorosum abgelegt wird. Die Zulassung zum Rigorosum erfolgt in jedem Falle nur auf besonderen und einstimmigen Beschluß der Fakultät. Für die Dissertation gelten die üblichen Bestimmungen. Im Falle der Zulassung hat der Bewerber vor dem Beginn der Prüfung die Prüfungsgebühren in Höhe von DM 300,— an die Universitätskasse zu zahlen und die Bescheinigung darüber dem Dekan abzuliefern. Hierauf hat die Fakultät das Urteil über die Dissertation zu fällen. Hat die Fakultät die Dissertation angenommen, so hat der Bewerber das medizinische Examen rigorosum abzulegen. Die Prüfung ist mündlich und zerfällt in einen praktisch-klinischen und einen theoretischen Teil. Der praktisch-klinische geht dem theoretischen Teil voraus. Der praktisch-klinische Teil besteht aus mündlichen Prüfungen am Krankenbette:

1. in der inneren Medizin, 2. in der Chirurgie, 3. in der Geburtshilfe und Gynäkologie.

Der Kandidat muß alle drei Abschnitte bestanden haben, um zum theoretischen Teil zugelassen zu werden. Die theoretische Prüfung hat sich auf folgende Fächer zu erstrecken:

1. Anatomie (einschließlich Gewebelehre und Entwicklungsgeschichte), 2. Physiologie, 3. Hygiene, 4. Pharmakologie, 5. Vererbungslehre.

Die Feststellung des Ergebnisses der Prüfung erfolgt durch den Dekan. Zum Bestehen der Prüfung ist erforderlich, daß die Prüfung in allen Fächern bestanden ist. Ist in einem Fach die Prüfung nicht bestanden, so bestimmt der Dekan die Wiederholungsfrist. Hier gelten die Bestimmungen wie für die Ärztliche Prüfung.

Besteht der Bewerber die mündliche Doktorprüfung in mehr als zwei Fächern nicht, so darf er sie nur ganz wiederholen. Er kann sich hierzu nicht früher als nach sechs Monaten melden. In diesem Falle ist die Hälfte der Gebühren nochmals zu zahlen. War die Dissertation genehmigt, ist eine neue nicht erforderlich.

Zur **zahnmedizinischen Doktorprüfung** wird zugelassen, wer im Besitze der zahnmedizinischen Approbation ist. Ferner müssen mindestens zwei Semester an der Johann Wolfgang Goethe-Universität studiert worden sein. Hiervon kann nur aus besonderen Gründen abgegangen werden. Die Meldung geschieht durch ein schriftliches Zulassungsgesuch, das an den Dekan zu richten ist und dem folgende Unterlagen beizufügen sind:

1. das Reifezeugnis einer anerkannten deutschen höheren Schule,
2. der Approbationschein oder ein Zeugnis über das vollständige Bestehen der zahnärztlichen Prüfung,
3. die Dissertation,
4. ein vom Bewerber eigenhändig geschriebener Lebenslauf,
5. die schriftliche Erklärung, in welchen Fächern der Bewerber die Prüfung ablegen will. Geprüft wird der Bewerber in vier Fächern und zwar

1. in der Zahnheilkunde, 2. in einem vorklinisch-theoretischen Fach (Pathologie, Hygiene, Erbbiologie oder Pharmakologie), 4. in einem klinischen Fach (innere Medizin, Chirurgie oder Dermatologie). Die Prüfung ist bestanden, wenn mindestens drei Prüfer sich dafür erklären. Im übrigen gelten die Bestimmungen für die medizinische Doktorprüfung.

Bei fehlender zahnärztlicher Approbation kann aus besonderen Gründen zur zahnmedizinischen Doktorprüfung zugelassen werden, wenn das zahnmedizinische Examen rigorosum abgelegt wird. Diese Prüfung ist mündlich und zerfällt in zwei Teile. Der erste, praktisch-klinische Teil besteht aus mündlichen Prüfungen am Kranken:

1. in Zahn- und Mundkrankheiten, 2. in der konservierenden Behandlung der Zähne, in der Chirurgie der Zahn- und Mundkrankheiten, 4. in der Zahnersatzkunde.

Nur beim Bestehen aller vier Abschnitte kann der Kandidat

zum zweiten, theoretischen Teil zugelassen werden. Dieser erstreckt sich auf folgende Fächer:

1. Anatomie einschließlich Gewebelehre und Entwicklungsgeschichte, 2. Physiologie, 3. Allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie, 4. Hygiene oder Pharmakologie, 5. Vererbungslehre.

Im übrigen gelten die entsprechenden Bestimmungen wie beim medizinischen Examen rigorosum.

Die Fakultät kann Grad und Würde eines Doktors der Medizin oder eines Doktors der Zahnmedizin ehrenhalber verleihen, wie den Doktorgrad bei unwürdigem akademischen Verhalten des Inhabers wieder entziehen.

## Naturwissenschaftliche Fakultät

### A. Diplomprüfungen und Staatsprüfungen

#### 1. Diplomprüfung für Studierende der Chemie

Das Studium der Chemie war ursprünglich ein ganz freies Studium. Da eine staatlich anerkannte Abschlußprüfung nicht existierte, hatte es sich eingebürgert, das Studium mit der Doktorpromotion abzuschließen. Doch zeigte sich schon sehr früh, daß die Ausbildung der Studenten bis zum Beginn ihrer Doktorarbeit an verschiedenen Hochschulen sehr unterschiedlich war. Deshalb gründeten die Laboratoriumsvorstände an den deutschen Hochschulen den sogenannten „Verband der Laboratoriumsvorstände“, dessen Mitglieder sich verpflichteten, keinen Studenten zu einer Doktorarbeit zuzulassen, der nicht ein genau festgesetztes Minimum an theoretischen Kenntnissen und ausgeführten Experimentalarbeiten nachweisen konnte. Zu diesem Zwecke wurden die sogenannten „Verbandsprüfungen“ eingeführt, deren erste nach etwa 4 Semestern abgelegt wurde, nachdem die praktische Ausbildung in anorganischer Chemie, bestehend aus qualitativer, quantitativer und Massanalyse sowie Anfertigung einiger anorganischer Präparate abgeschlossen war. Die mündliche Prüfung erstreckte sich auf eingehende Kenntnisse in der anorganischen Chemie und einen Überblick über den in der organischen Hauptvorlesung vermittelten Wissensstoff. Die zweite Verbandsprüfung fand 3—4 Semester später statt, nachdem das organische Praktikum abgeschlossen war, in dem der Student eine größere Zahl organischer Präparate angefertigt und sich außerdem eine hinreichende Fertigkeit in der Ausführung organischer Analysen angeeignet hatte.

Um die Jahrhundertwende tauchte die physikalische Chemie als neues Lehr- und Prüfungsfach auf, zu deren Verständnis eine gewisse mathematische Vorbildung erforderlich war. Außerdem wurden physikalisch-chemische Praktika eingeführt, an denen die Chemiestudenten teilnehmen mußten, zumal sie auch im Verbandsexamen in physikalischer Chemie geprüft wurden. Ein akademischer Grad wurde aber durch Bestehen der Verbandsprüfungen nicht erlangt.

Die Einführung der Verbandsprüfungen, die dem Chemiestudenten einen Überblick über die erlangten Kenntnisse und etwaige Lücken vermittelten, hat sich ausgezeichnet bewährt. Das wurde auch vom Reichskultusministerium anerkannt, als es im Jahre 1939 statt der Verbandsprüfungen die Diplomprüfungen für Chemiker einführt, durch deren Bestehen der akademische Grad „Diplomchemiker“ erlangt wurde. Der Zweck dieser Bestimmung sollte es sein, das Chemie-Studium abzukürzen, weil damit gerechnet wurde, daß der Diplomchemiker im allgemeinen unter Verzicht auf die Doktorpromotion sein Studium abschließt. Dieser Zweck ist nicht erreicht worden, sondern gerade das Gegenteil, weil ein großer Teil der chemischen Industrie sich weigert, die Diplomprüfung als den für eine Anstellung in der Industrie geeigneten Abschluß des Studiums anzusehen und nach wie vor die Promotion verlangt. Außerdem zeigte sich, daß die im Ministerialerlaß angegebenen Semesterzahlen so niedrig sind, daß sie zum Absolvieren eines ordnungsmäßigen Studiums selbst bei den allerbesten Studenten nicht ausreichen, zumal der zu bewältigende Stoff in einer ständigen rapiden Zunahme begriffen ist.

In Frankfurt a. M. beginnt das Chemie-Studium, da ein Arbeitsplatz im chemischen Laboratorium wegen der immer noch herrschenden Überfüllung dem Anfänger frühestens nach einem Semester zugeteilt werden kann, mit dem Belegen der Grundvorlesungen: Chemie, Physik, Mathematik. Vom zweiten Semester an können die Anfänger-Vorlesungen in physikalischer Chemie und Mineralogie sowie anorganisch-chemische Spezialvorlesungen gehört werden. Außer diesen Vorlesungen die jeder Chemiker gehört haben sollte, kann der Studierende der Chemie je nach Richtung seines Interesses auch andere Vorlesungen belegen, z. B. aus dem Gebiete der Biologie, zumal wenn er daran denkt, bei der Promotion ein derartiges Fach als Nebenfach zu wählen.

Sobald der Studierende einen Arbeitsplatz im anorganischen Institut erhalten hat, beginnt die Experimentalarbeit, die haupt-

sächlich in der Anfertigung von Analysen besteht. In Frankfurt am Main müssen 20 richtige qualitative Analysen angefertigt werden und außerdem 12 einfache anorganische Präparate. Zwischendurch müssen kleine Zwischenprüfungen, sogenannte Kolloquien, abgelegt werden. Nach Abschluß des qualitativen Teils muß ein größeres Abschlußkolloquium über das ganze Gebiet abgelegt werden, bevor mit den quantitativen Arbeiten begonnen werden kann, neben denen einige Literaturpräparate nach Vorschriften aus der Originalliteratur anzufertigen sind. Auch hier müssen wieder einige Zwischenkolloquien abgelegt werden. Zwischendurch müssen die Anfängerpraktika in physikalischer Chemie und Physik absolviert werden. Die anorganischen Arbeiten lassen sich von tüchtigen Chemiestudenten in 4 Semestern erledigen. Dann muß die Vordiplomprüfung in anorganischer Chemie, organischer Chemie, physikalischer Chemie und Physik abgelegt werden. Sie gilt als nicht bestanden, wenn in einem Fach die Note „ungenügend“ erteilt wurde. Die Prüfung darf in der Zeit zwischen 3 und 6 Monaten nach dem ersten Termin einmal wiederholt werden. Bei der Meldung zur Vordiplomprüfung sind folgende Bescheinigungen dem geschäftsführenden Vorsitzenden der Diplomprüfungs-Kommission vorzulegen:

1. Eine Darstellung des Lebens- und Bildungsganges des Bewerbers, in der anzugeben ist, ob und gegebenenfalls welchen Prüfungen sich der Bewerber bereits früher einmal unterzogen und zu welchen er sich bereits einmal gemeldet hat.
2. Praktikantenscheine, ausgestellt von den Vorständen der Institute für organische Chemie, physikalische Chemie und Physik.
3. Die Studienbücher als Nachweis über die besuchten Vorlesungen.
4. Quittung der Universitätskasse über die eingezahlte Prüfungsgebühr von DM 40,—.

Wenn ein Studierender nach Bestehen der Vordiplomprüfung sein Studium vorschriftsmäßig im organisch-chemischen Institut fortsetzen will, macht sich zunächst wieder die Überfüllung störend bemerkbar, die zu einer Unterbrechung der experimentellen Ausbildung führen kann. Nach Erlangung eines Arbeitsplatzes beginnen die organisch-chemischen Experimentalarbeiten, die hauptsächlich in der Anfertigung von organischen Präparaten bestehen, zunächst etwa 40 Präparate nach Vorschriften des überall eingeführten Lehrbuches von Gattermann, dann 5—10 sogenannte Literaturpräparate, die nach Angaben in wissenschaftlichen Originalarbeiten durchzuführen sind. Analytische Untersuchungen werden zwischendurch eingelegt. Die gesamte Ausbildungszeit beträgt etwa 3 Semester. In dieser Zeit ist auch der zweite Teil des physikalisch-chemischen Praktikums und, wenn es nicht schon früher geschehen war, das mineralogische Praktikum zu erledigen. Außerdem wird eine verfahrenstechnische Ausbildung dringend empfohlen, die sehr bald auch in Frankfurt obligatorisch werden dürfte, so wie die Diplomprüfungsordnung dies vorsieht.

Nachdem die auch in diesem Ausbildungsabschnitt eingeführten Kolloquien abgelegt sind, kann die Diplomarbeit beginnen. Der Studierende hat das Recht, sich den Hochschullehrer, unter dessen Leitung er die Arbeit durchführen will und der ihm das Thema stellt, selbst zu wählen. Zuständig sind sämtliche Hochschullehrer der anorganischen, der organischen und der physikalischen Chemie. Das Thema ist dem geschäftsführenden Vorsitzenden des Diplomprüfungs-Ausschusses schriftlich zu melden und ist von ihm zu genehmigen.

Nach Beendigung der Diplomarbeit, zu der etwa 1—2 Semester benötigt werden, kann sich der Diplomand zur Prüfung melden. Hierbei gelten folgende Vorschriften: Die Ablegung der Prüfung ist an einen bestimmten Zeitpunkt innerhalb des Studienjahres nicht gebunden. Das Zulassungsgesuch ist schriftlich an den geschäftsführenden Vorsitzenden des Diplomprüfungs-Ausschusses zu richten. Beizufügen ist das Zeugnis über die bestandene Vorprüfung. Ferner Bescheinigungen über die bei der Vorprüfung noch nicht erledigten Praktika. Für Studierende, die an einer anderen Hochschule die Vorprüfung bestanden haben, sind auch sämtliche für die Vorprüfung verlangten Scheine vorzulegen. Die Diplomarbeit soll in zwei gleichlautenden Exemplaren eingereicht werden. Weiter sollen die Studienbücher als Nachweis über die seit der Vorprüfung belegten Vorlesungen vorgelegt werden. Und endlich ist die Quittung der Universitätskasse über die Prüfungsgebühr von DM 80,— einzureichen.

Die mündliche Prüfung erstreckt sich über anorganische, organische und physikalische Chemie und wird vor den drei Mitgliedern des Diplomprüfungs-Ausschusses als Prüfern abgelegt. Das Fach, aus dessen Gebiet die Diplomarbeit angefertigt wurde, gilt als Hauptfach und wird eingehender geprüft, wobei der Hochschullehrer, der die Diplomarbeit geleistet hat, als Prüfer zugezogen wird, wenn er nicht sowieso dem Prüfungsausschuß angehört. Auch die Hauptdiplomprüfung darf im Falle des Nichtbestehens in einem Prüfungsfach nur einmal wiederholt werden. Ihr Bestehen verleiht dem Bewerber das urkundlich bestätigte Recht, sich Diplomchemiker zu nennen.

# Buchkritik

## Klaus Manns Lebensbericht

Klaus Mann, Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht. S. Fischer-Verlag, Frankfurt am Main, 550 Seiten, 19,80 DM.

Rilkes Wort „Wer spricht von siegen? Überstehn ist alles“ hat Klaus Mann seinem Lebensbericht vorangestellt. Aber hat er selbst überstanden? Der Vater sagte, daß er ja seinen Mann habe stehen wollen in diesem Leben und es auch tat „in einem Maße, das ich heldenhaft nenne bei einem, dem Todessehnsucht früh im Herzen keimte.“ Er konnte sie nicht überstehn. Er legte Hand an sich selbst. Noch nicht 43 Jahre zählte der älteste Sohn Thomas Manns, als man ihn im Mai 1949 zu Grabe trug.

Früh schon stürzte die Erfahrung des Bösen und die Ahnung des nicht Voraussehbaren Klaus Mann in seelische Konflikte, denn „unser Heimweh beginnt mit unserem Bewußtsein.“ Er, dem als Schüler die Erfahrung körperlicher Züchtigung erspart blieb, deren Anwendung auf seine Kameraden mitansehen zu müssen, ihm aber Grauen bereitete, „lernte nur eine Qual immer tiefer und gründlicher kennen: das Mitleid.“ — Der 16jährige liest — „gierig, enthusiastisch, unersättlich.“ Nietzsche, Novalis, Whitman sind die „Prominenten seines Pantheons“. Kleist liebt er der „finalen Geste wegen, in welcher eine prometheisch ringende Natur sich zerstört und erfüllt.“ Heimliche literarische Versuche: Ehrgeiz, Unrast ergreift den 18jährigen nach den ersten, vielbeachteten Erfolgen. Eine Reise um die Welt mit der Schwester Erika erweitert seinen Gesichts- und Erfahrungskreis. Dann folgt eine Zeit fruchtbarer Arbeit. Essays, Erzählungen, ein Roman.

Verlieft bis hier hin das Leben Klaus Manns durchaus losgelöst von jeder gesellschaftlich-politischen Verpflichtung, so begann mit dem Einbruch der nationalsozialistischen Barbarei, die ungeste Fahrt des von grauenhaften Visionen Verfolgten durchs Exil. Aber: „Die Emigration war nicht gut. In dieser Welt der Nationalstaaten und des Nationalismus ist ein Mann ohne Nation, ein Staatenloser übel dran.“ Das Bekenntnis des 20jährigen war Europa gewesen, jetzt wendet sich der Heimatlose zum Kosmopolitismus. Sein Haß gegen Hitler verwandelt die Kritik am Bolschewismus in ein hilfloses Bekenntnis zur Gewalt. Am 14. Januar 1942 notiert er über die Moskauer Prozesse von 1937 in seinem Tagebuch: „Die summarisch-rigorose Liquidierung der militärischen und trotzkistischen Opposition wurde damals in liberalen Kreisen als unerträglicher Skandal empfunden. Auch ich war tief empört und muß mich doch heute fragen, ob die garstigen Massenhinrichtungen vor fünf Jahren nicht doch vielleicht notwendig gewesen sind.“ Das Widersprüchliche seiner Auffassung kann ihm nicht verborgen geblieben sein. Klaus Mann wurde einer von den „heimatlosen Linken“, die diesem Dilemma nicht anders als durch den Tod zu entinnen vermochten. Mancher seiner Freunde endete durch Selbstmord. „Nach so vielen Abschieden wird der eigene leicht.“ Lange makabre Meditationen sprechen von dem unerträglichen Zwiespalt, der dem nach einem Weg suchenden keine Ruhe gönnt. Aber Klaus Mann findet den Weg nicht. Auch nach dem Krieg nicht, den er — inzwischen Bürger der Vereinigten Staaten geworden — als amerikanischer Soldat durchleidet. — „Warum begeht man Selbstmord?“ fragt er und gibt die Antwort: „Weil man die nächste halbe Stunde, die nächsten fünf Minuten nicht mehr erleben will, nicht mehr erleben kann. Plötzlich ist man am toten Punkt, am Todespunkt. Die Grenze ist erreicht. Kein Schritt weiter! Wo ist der Gashahn? Her mit dem Phandorm! Schmeckt's bitter? Was tut's? Das Leben hat nicht eben süß geschmeckt. Je suis dégouté de tout...“

Der „Wendepunkt“ zeigt Klaus Mann als begabten Erzähler. Aber das „Ringeln“ mit dem Stoff endet mit der realen Niederlage des Gestalters. Die „Mythen der Kindheit“ sind noch dichterisch. Bedeutende Freunde — Gide, Cocteau, Wedekind, Crevel, Werfel — sind großartig portraitiert. Aber die verdichtende Kraft verliert sich gegen Ende des Buches. Der Bericht löst sich auf in Tagebuchnotizen und Brieffragmente. Die Biographie des baldigen Todes ist privat, vielleicht typisch, aber als Symptom ermattender Kraft.

Helmut Lamprecht

## Ein Vorläufer Hitlers

Erwin Schuppe: Der Burschenschaftler Wolfgang Menzel. Eine Quelle zum Verständnis des Nationalsozialismus. Verlag G. Schulte-Bulmke, Frankfurt am Main, 1952. 123 Seiten, DM 7,80.

In seiner tieferschürfenden Abhandlung zeigt Verfasser zunächst den Lebenslauf Menzels (1798—1873) auf: Schon der Schüler am Breslauer Gymnasium zu St. Elisabeth (1814—18) stößt zu der Jahnschen Turnbewegung und wird ihr begeisterter, vorbehaltloser Anhänger fürs ganze Leben. An Jahn persönlich schließt er sich eng an. Im Zusammenhang mit der sogenannten Breslauer Turnfehde scheidet er freiwillig aus dem Gymnasium in seinem letzten Schuljahr aus und begibt sich, nach privater Vorbereitung zur Hochschule, zum Studium im Winter 1818/19 nach Jena. Daß er hier der Burschenschaft beitrifft, ist für ihn eine Selbstverständlichkeit. Als Turner hält er sich zu der Gruppe der Altdeutschen, deren Einfluß auf die Jenaische Gesamtburschenschaft der Verfasser aber überschätzt, so trefflich seine Analyse des burschenschaftlichen Lebens sonst auch ist. Nach den Karlsbader Beschlüssen vom Oktober 1819 begibt sich Menzel nach Bonn, wo er ebenfalls in den burschenschaftlichen Kreis eintritt. Aber bereits im Frühjahr 1820 wird auch die Bonner Burschenschaft verboten. Der Auseinandersetzung mit der Behörde entzieht sich Menzel durch die Flucht nach der Schweiz, wo er zu Aarau in einem großen Kreis geflüchteter Burschenschaftler lebt, als Lehrer, besonders Turnlehrer, außerdem auch als Herausgeber der „Europäischen Blätter“. 1825 wird er von Cotta als Herausgeber des Literaturblattes, einer Beilage des Morgenblatts für gebildete Stände, nach Stuttgart berufen. Dieses Literaturblatt hat Menzel bis 1849 im Auftrage Cottas, dann, nach kurzer Unterbrechung, von 1852 bis 1869 im eigenen Verlage herausgegeben. Es ist sein Lebenswerk. Mit ihm hat er einen ungeheuren Einfluß auf seine Zeitgenossen ausgeübt, vermehrt durch zahlreiche geschichtliche und literaturgeschichtliche Veröffentlichungen.

Aus allen diesen Quellen hat der Verfasser eine sorgfältige Studie über das weltanschauliche System Menzels geschöpft, das er vorwiegend aus einem pädagogischen Gesichtswinkel beleuchtet, den er den volkerzieherischen Nationalismus Menzels nennt. Eine stärkere Beleuchtung dieses Begriffes vom geschichtlichen Standpunkt aus wäre wohl förderlich gewesen.

„Patriotismus, Sittlichkeit und Frömmigkeit, Ausdruck des innersten burschenschaftlichen Ethos vor der Demagogenzeit, waren und blieben für Menzel die Grundlagen seiner Überzeugung, die großen Leitideen, an denen sich seine Haltung orientierte, und die inhaltlichen Prinzipien für seine Beurteilung der Literatur und des öffentlichen Lebens“, stellt der Verfasser fest (S. 44) und begründet damit auch, daß der „Burschenschaftler“ Menzel in seiner Studie zu Wort gekommen sei. Aber die schroffe Ausschließlichkeit, Enge und Einseitigkeit in Menzels Urteilen, die zu Folgerungen führen, welche tatsächlich in vielem die Lehren des Nationalsozialismus vorbereiten und unterbauen, wie der Verfasser sachlich einwandfrei und schlüssig nachweist,



In einer „Metaphysik des Clowns“ (Liselotte Kumm Verlag, Offenbach am Main) entdeckte Fritz Usinger die Philosophie für die Zirkusbesucher und den Dummen August für die Philosophen. Dem graphisch schönen Bändchen entnehmen wir eine Zeichnung von Helmut Lortz.

kann man unmöglich als etwas kennzeichnend „burschenschaftliches“ bewerten. Denn der burschenschaftliche Geist ist vielmehr auf das Vaterländische im weiteren Sinne, nicht im engeren Menzels, gerichtet, und es bedarf noch vieler gründlicher Untersuchungen, ehe man ihn auf eine gültige Formel bringen kann. Es ist vielmehr der „turnerische“ Geist, der hier in Menzel weiterwirkte. Und so wäre der Titel der Abhandlung wohl zweckmäßiger geprägt worden: „Der Turner Wolfgang Menzel“.

Harry Gerber

## Ungewohnte Perspektive

Bertrand Russell, Philosophie des Abendlandes. Ihr Zusammenhang mit der sozialen und politischen Entwicklung, Holle-Verlag, Darmstadt, 690 S., 19,50 DM.

Der deutsche Titel ist vorsichtiger als der englische, der eine History of Western Philosophy verheißt. Vielleicht aber ist auch das ein Trug, und der Verdacht verdichtet sich, daß unsere Vorstellung, welche alle Philosophiegeschichte durch den Engpaß des deutschen Idealismus passieren läßt, die weiter in Husserls Phänomenologie eine Weltrevolution des Grundgedankens begonnen glaubt, eine optische Täuschung ist. Fichte tut Russell mit einigen Sätzen ab, Schelling erwähnt er überhaupt nicht und ebensowenig Husserl und seine ungetreue Schule: weder Scheler noch auch Heidegger, geschweige denn Sartre. Aber sind nicht auch uns die letzten großen Systemversuche der Neukantianer schon sehr verschollen?

Lehrreich, zum mindesten für die Orientierung über das philosophische Denken der Angelsachsen, ist dies Buch sicher. Es geht mit manchen Größen unserer Krisenhorizonte nicht einmal ins Gericht. Pascal, Kierkegaard, die Existenzphilosophie sind ihm der Nennung nicht wert; auch die Bedrohung, die alles philosophische Denken um die Jahrhundertwende durch die Offenbarung der psychologischen Perspektive erfuhr, und der soviel Mühen um eine Neuorientierung der Erkenntnistheorie folgten, bis zum fast völligen Verlassen dieser zwei Jahrhunderte zentralen Disziplin, scheint Russell nicht einmal bekannt geworden zu sein, oder vielleicht auch nicht sehr wichtig. Symptomatisch ist die Notiz, daß Kant um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts in England uninteressant schien, und daß „beträchtliches Maß von Unwissenheit“ eine Behauptung über Hegel darstellt, die uns seit Schopenhauer nicht mehr möglich schien. Allerdings läßt sich das Mißtrauen kaum mehr bändigen, wenn Marx mit folgender Begründung als unwissenschaftlich philosophierend bezeichnet wird: „Sein Gesichtskreis beschränkt sich auf diesen Planeten und im Bereich dieses Planeten auf den Menschen. Seit Kopernikus war es erwiesen, daß dem Menschen nicht die kosmische Bedeutung zukommt, die er sich früher anmaßte.“

Diese Ansicht der Philosophie ist demnach viel strenger als die uns gewohnte. Sie hält sich ans Erwiesene und läßt es sich nicht gern nehmen, zumal da nicht, wo es den spekulierenden Philosophen selbst zu einer unwesentlichen Größe reduziert. Alle Spekulierer von den Griechen bis Bergson und Dewey müssen sich das von Russell sagen lassen. Aber zugleich hält diese Philosophie auf Bescheidenheit — und zwei für uns höchst verschiedene Gründe führt sie mit ungebrochener moralischer Entschiedenheit dafür ins Feld: einmal die Notwendigkeit, über der philosophischen Spekulation nicht die Aufgaben zu vergessen, die den Menschen in einer so jammervoll schlecht geordneten Welt noch zu lösen bleiben, und zum andern die „kosmische Pietätlosigkeit“, die entsteht, wo das Denken übersieht, daß Wahrheit auf weitgehend außerhalb des menschlichen Herrschaftsbereichs liegenden Fakten beruht. Das klingt zwar beschränkt — und Russell tut sich etwas zugute auf den Vorwurf, seine Ansichten seien die typischen des englischen Landadels — aber es empfiehlt sich, diese Beschränktheit, die eine Quelle des angelsächsischen Optimismus ist, nicht zu unterschätzen. Entgegen Russells Denken ließe sich sagen: sie ist zwar nicht logisch, aber sie ist eine wichtige Tatsache.

G. Selber.

## STUDIERENDE

erhalten die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“  
als Abholabonnement zum monatlichen

Sonderbezugspreis

von

DM 1,90

**Frankfurter Allgemeine**  
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Entgegennahme der Bestellung und Alleinauslieferung für Studenten durch:

**Universitätsbuchhandlung NAACHER**

FRANKFURT AM MAIN

Bockenheimer Warte

**Fachbücher aller Gebiete**

**Universitätsbuchhandlung  
BLAZEK & BERGMANN**

(Dr. H. Bergmann)

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 · Tel. 93633

# ZEITSCHRIFTENSCHAU

Joachim G. Leithäuser referiert im Monat über die historischen Ereignisse, die zum 2. Weltkriege führten („Diplomatie auf schiefer Bahn“). Im ersten Aufsatz (Heft 48) schildert Leithäuser den Fall „Österreich“, im zweiten den „Fall Tschechoslowakei“ (Heft 49). Ein dritter Aufsatz soll den Überfall auf Prag und ein vierter den „Fall Polen“ zum Thema haben. — Mit der politischen Stellung General Seeckts in der Weimarer Republik beschäftigt sich Reginald H. Phelps („Aus den Seeckt-Dokumenten“, Deutsche Rundschau 1952/9 und 10). Der Monat (Heft 49) veröffentlicht die Rede Raymond Arons („Rede vor deutschen Studenten“), die dieser anlässlich des Frankfurter Universitätsfestes im Juni gehalten hat und die auch der DISKUS auszugsweise (1952/7) abdruckte. Hans Jaeger („Die faschistische Internationale“, Deutsche Rundschau, 1952/10) gibt in einem dokumentarischen Aufsatz Einblick in die Organisation und Zielsetzung der rechtsradikalen politischen Gruppen verschiedener Länder und die zwischen ihnen bestehenden Verbindungen. — Klaus Peter Schulz zeichnet ein Lebensbild des verstorbenen ersten Vorsitzenden der SPD, Kurt Schumacher („Seid männlich und seid stark“, Deutsche Rundschau 1952/10). — Rechte und Pflichten des künftigen deutschen Soldaten nach den Erfahrungen des 20. Juli 1944 erörtert Erich Weniger („Gehorsamspflicht und Widerstandsrecht in der Demokratie“, Die Sammlung, 1952/10). Er hält es für unmöglich, das revolutionäre Recht auf aktiven Widerstand juristisch-verfassungsmäßig zu ordnen, und erkennt nur seine Pflicht zur Gehorsamsverweigerung gegenüber unsittlichen und verfassungswidrigen Anordnungen und Befehlen an. — Wilhelm Wolfgang Schütz meint („Die Politik der Stärke“, Außenpolitik 1952/10), die deutsche Politik der Wiedervereinigung könne nur revisionistisch sein. Pression und Konzession bezeichnet er als die Grundbestandteile einer revisionistischen Politik der Stärke. Franz Schnabel zählt Bismarck („Bismarck und die klassische Diplomatie“, Außenpolitik 1952/10) zu der langen Reihe der europäischen Staatsmänner, die eine „abendländische Einheit“ zerstört hätten und an ihre Stelle eine Vielheit von Machtstaaten zu setzen strebten, die sich gegenseitig im Gleichgewicht hielten. — John H. Herz ist der Ansicht („Die Lehre vom Mächtigegleichgewicht in moderner Sicht“, Universitas, 1952/10), daß die reale Basis für das klassische Gleichgewichtssystem wie für das System der Kollektivsicherheit geschwunden und von einer Polarisierung der Macht abgelöst worden ist. — Siegfried Braun („Demokratie und Todesstrafe“, Frankfurter Hefte 1952/10) zeigt, daß eine Wiedereinführung der Todesstrafe dem Wesen der Demokratie widerspricht. Ein zweiter Aufsatz soll die sich aus der christlichen Lehre ergebenden Gründe gegen die Todesstrafe enthalten. — Götz A. Briefs beschäftigt sich in einer sehr ausführlichen Arbeit mit der Problematik des Mitbestimmungsrechts (Kritische Bemerkungen zum Mitbestimmungsrecht, Merkur, VI. Jg. 10. Heft Nr. 56).

## Blick nach draußen

In einem Brief aus La Paz (Am Vorabend der Revolution, Monat 49, Oktober 1952) berichtet Peter Schmid von den durch den Gegensatz Kapitalismus — Sozialismus verursachten chaotischen Zuständen in Bolivien, die immer stärker zu einer klärenden Entscheidung drängen. — Einen relativ unpolemischen Bericht von einer Studienreise durch Jugoslawien bringt Richard Löwenthal in der gleichen Nummer des Monat unter der Überschrift „Titos ‚Großes Experiment‘“. — Die Frage, ob England seiner politischen Schwierigkeiten in Afrika Herr werden kann, versucht Colin Legum in dem Aufsatz „Die große Auseinandersetzung in Afrika“ zu beantworten. (Außenpolitik, Heft 10, Oktober 1952). — Leo Baeck fordert in Nr. 56 des Merkur „Israel und das deutsche Volk“, endlich Frieden zu schließen zwischen Israel und dem deutschen Volk. „Für die Menschheit könne es etwas bedeuten, wenn dieser Friede ehrlich, und das heißt auch: ohne Vergeßlichkeit, betrachtet und vorbereitet würde.“

## Zur Geistesgeschichte

Theodor Litt untersucht in einer Abhandlung (Naturwissenschaft und Menschenbildung, Die Sammlung, 7. Jg. Heft 10) die Stellung der Naturwissenschaften im Bereich der Bildung. — C. G. Jung legt in seinem Aufsatz: Wesen und Formgesetze der Träume seine Traumtheorie dar (Universitas, 7. Jg. Heft 8). — Eine Trennung von psychologischer Beschreibung und philosophischer Weltanschauung versucht Albert Görres bei Sigmund Freud vorzunehmen (Heilung und Heil, Zur

Kritik der Psychoanalyse, Hochland, 45. Jg. Heft Oktober 1952), um so den Katholiken Zugang zu dessen therapeutisch-analytischen Erkenntnissen zu eröffnen. — Die Frage: Rivalität oder Zusammenarbeit der Konfessionen? stellt Franz Xaver Arnold im Hochland (45. Jg. Oktober 1952). Er glaubt, daß eine echte menschliche und religiöse Zusammenarbeit, heute nötiger denn je, trotz aller Unterschiede und Gegensätze möglich ist. — Einen Aufsatz von Donat O' Donnell über Bernanos brachte der Merkur (Der Faust des Bernanos, VI. Jg. Heft 10, Nr. 56).

Dem Geistesleben Italiens widmete die Universitas ein Sonderheft (7. Jg. Heft 10), darin: Croce, Entstehung und Erkenntnisse meiner Philosophie; Luigi Einaudi, Die italienische Nationalökonomie im Zeitalter Croces; Italien im Spiegel seiner modernen Dichtung; Giorgio del Vecchio, Vom Wesen des Naturrechtes; Antonio Villani, Die Hauptströmungen des philosophischen Denkens im zeitgenössischen Italien; Roberto Caggiano und Guido Maria Gatti, Die italienische Musik des 20. Jahrhunderts; Guglielmo des Angelis D'Ossat, Städtebau und Architektur Italiens nach dem 2. Weltkrieg; Papst Pius XII, Die Gottesbeweise im Licht der modernen Naturwissenschaft; Horst Rüdiger, Das Bildungsideal der italienischen Universität. — Die Schweizer Literatur behandelt die Neue literarische Welt in einer Sondernummer unter dem Titel: Schweiz — Europa en miniature.

## Perspektiven

Wieder einmal liegt die erste Nummer einer neuen Zeitschrift vor. Aber jene Skepsis, mit der man solchen Neuerscheinungen klugerweise zunächst einmal begegnen sollte, legt sich beim Lesen der „Perspektiven“ sehr bald. Diese Vierteljahrschrift, die in der deutschen Ausgabe im S. Fischer Verlag erscheint und von der amerikanischen Ford-Foundation finanziell ermöglicht wird, stellt eine Publikation von außerordentlich hohem Niveau dar. Absicht der Herausgeber ist es, die Strömungen im amerikanischen Geistesleben dem Leser so darzustellen, daß die „wahre Beziehung oder relative Bedeutung der Dinge sichtbar“ wird. Aus der Fülle der Beiträge des ersten Heftes (Umfang 250 Seiten) seien folgende Aufsätze genannt: Thornton Wilder „Goethe und die Weltliteratur“, O. Handlin „Demokratie und Macht“, Jaques Barzun „Das Abenteuer Amerikas mit dem Praktischen“, S. Rodman „Maler Amerikas“, A. Berger „Aaron Coplands Musik“. — Der geringe Preis von 1,50 DM dürfte auch für jeden Studenten erschwinglich sein.

## Studentenpresse im Spiegel

Wenn zwei über dieselbe Tagung berichten, braucht dabei noch nicht das gleiche herauszukommen. Wesentlich kritischer als seine Kollegin Karenina in der DEUTSCHEN STUDENTENZEITUNG (Bonn) betrachtet G/k im COLLOQUIUM (Berlin) die Ergebnisse des III. Internationalen Studentenseminars in Norderney. Besonders mit den deutschen Teilnehmern scheint er schlechte Erfahrungen gemacht zu haben, denn am Schluß seines Berichtes äußert er etwas verstimmt, man möge zum nächsten Seminar von deutscher Seite nicht wieder „Neulinge der studentischen Selbstverwaltung ohne Kenntnis der Verhandlungssprache“ entsenden.

Karenina dagegen sind nur die netten Holländer aufgefallen, die den VDS den „demokratischsten aller studentischen Nationalverbände“ genannt haben, denen aber leider der faux pas unterlief, gleich am ersten Nachmittag das „komplizierte“ Thema der Korporation in die Diskussion zu werfen. So stand es auf der Tagesordnung, und die Gründlichkeit der Holländer ist bekannt. Was Karenina aber restlos entgangen zu sein scheint, ist die Tatsache, daß Norderney als teurer und mondäner Kurort nur sehr wenig für die Abhaltung internationaler Seminare geeignet ist. So meint jedenfalls Kollege G/k vom COLLOQUIUM.

Manches sieht aus der Berliner Perspektive eben doch anders aus als aus der Bonner.

Mit der „Genealogie des surrealistischen Witzes“ beschäftigt sich die DEUTSCHE UNIVERSITÄTSZEITUNG (Göttingen) in einem ausführlichen Artikel. Nach der unübersehbaren Zahl surrealistischer Witze, die uns in den letzten Jahren überfluteten („Kennen Sie den mit . . .“), ist es eigentlich merkwürdig, daß sich nicht schon früher jemand mit dem dramatischen Aufbau und dem allen Versionen gemeinsamen Schema dieser Witze

beschäftigt hat. Nun, die DUZ hat diese empfindliche Lücke im deutschen Geistesleben endlich geschlossen und sich „erschöpfend“ mit dem Problem dieser Art von Witzen auseinandergesetzt und anhand von praktischen Beispielen eine eingehende Analyse durchgeführt.

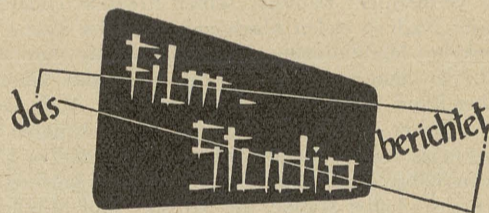
Das einzige Problem, das wir noch gerne untersucht gesehen hätten, ist das nach den geistigen Urhebern dieser Witze. Unter mittelalterlichen Liedern steht gewöhnlich „Verfasser unbekannt“. Sollte etwa der Idiotenwitz das Volkslied des 20. Jahrhunderts sein?

Wie „in einem wilden Walde“ kam sich der indische Kommilitone Dilip Banerjee vor, als er sich an einer niedersächsischen Universität immatrikulieren ließ. In der DEUTSCHEN STUDENTENZEITUNG (Bonn) beklagt er sich bitter über das Verhalten seiner deutschen Kollegen, die ihn wie „ein neues Tier in ihrem Zoo“ behandelten und jede nähere Bekanntschaft ängstlich zu vermeiden suchten, weil sie offenbar fürchteten, er könnte „die Pest oder irgendeine fernöstliche Seuche einschleppen“ oder gar „ein Neger“ sein.

In der Mensa vermied man es, an seinem Tisch Platz zu nehmen, bei Tanzveranstaltungen blieb er isoliert. Man zog eine unsichtbare Mauer der Ablehnung um ihn und begegnete ihm mit offenkundigem Mißtrauen. Fragen, ob er ein Wilder sei oder ein Mensch wie sie, erleichterten seine Situation ebensowenig wie die Steine, die die Halbwüchsigen auf der Straße nach ihm warfen. So kommt er in seinem Artikel zu der melancholischen Feststellung: „Offizielle Schranken gegenüber Ausländern gibt es nicht mehr, aber für den Ausländer ist das Leben hier genau so schwer wie zuvor. Das Wort Toleranz ist hier unbekannt.“

Daß das ausgerechnet wieder aus Niedersachsen berichtet wird! Daß nun auch die niedersächsischen Studenten sich schon als Anhänger der „alten Rassentheorie“ gebärden, ist ein Zeichen, das zu denken geben sollte.

Der CHICAGO MAROON, die Studentenzeitung der Frankfurter Patenuniversität Chicago, veröffentlicht unter dem Titel „Chicago: gangster institute or university?“ ein Interview mit zwei in Chicago studierenden Frankfurter Kommilitonen, Hans Joachim Ernst und Ursula Matthiensen, die über ihre Eindrücke von Amerika, vom amerikanischen Universitätsleben und über die Verhältnisse an den deutschen Hochschulen befragt wurden. Besonders die Schilderung der Situation der Jugend in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands, über die Ursula Matthiensen aus eigener Erfahrung berichten konnte, nimmt einen großen Raum in dem Interview ein. Beide Kommilitonen baten, ihren Dank an die Studentenschaft der Universität Chicago und insbesondere an die Organisationen, die sich für sie eingesetzt hätten, in dem Artikel aufzunehmen. Das neben dem Interview abgedruckte Photo zeigt Hans Joachim Ernst und Ursula Matthiensen mit Clive Gray, der erst vor einigen Wochen von seinem Studienaufenthalt in Frankfurt nach Chicago zurückgekehrt ist.



Im Wintersemester haben wir wiederum eine Reihe von Veranstaltungen vorgesehen, in denen wir interessante und bedeutende Filme zeigen werden, insbesondere solche, die nicht den Weg in die normalen Lichtspielhäuser finden.

Im Laufe des Monats Dezember hoffen wir den Film „In jedem Land und zu deiner Zeit“ als Frankfurter Erstaufführung bringen zu können. Dieser Streifen wurde von Münchner Kommilitonen gedreht und fand bei seiner Berliner Premiere große Beachtung. Im Beiprogramm zeigen wir einen kurzen Querschnitt durch die Arbeiten des Studios am Spielfilm. Es handelt sich bei diesen Arbeiten um Experimentalstudien verschiedener Regisseure am gleichen Thema. Die Vorstellungen finden jeweils im Hörsaal H statt, die Zeit wird noch durch besonderen Aushang bekanntgegeben.

Das Studio führt im Wintersemester einen Kursus über Schmalfilmtechnik durch. Die Teilnehmer haben auch Gelegenheit zu praktischen Übungen an der Kamera. Interessenten werden gebeten, sich in eine Liste einzutragen, die im AStA-Zimmer ausliegt.

Soeben erscheint

## PERSPEKTIVEN

Eine neue internationale Vierteljahrschrift für Dichtung, Essay, Geschichte, Philosophie, Bildende Kunst, Musik, Theater und Film

Aus dem Inhalt des ersten Heftes

THORNTON WILDER: Goethe und die Weltliteratur

MEYER SCHAPIRO: Über ein Bild von Gogh

LIONEL TRILLING: Der Kinsey-Report

WILLIAM FAULKNER: Ich lehne es ab, an den Untergang des Menschen zu glauben

PERSPEKTIVEN erscheinen gleichzeitig in London, Paris, Florenz u. New York

berne. Beiträge von JACQUES BARZUN, ARTHUR BERGER, MARIANNE MOORE, KENNETH PATCHEN, KENNETH REXROTH, HENRY STEINER, ALLEN FATE, WILLIAM CARLOS WILLIAMS u. a.

Jedes Heft 190 Seiten Text mit 8 vierteljährigen Abbildungen Preis des Heftes DM 1,50; Jahresabonnement vier Hefte DM 5,—

Die deutsche Ausgabe erscheint im S. FISCHER VERLAG Frankfurt am Main, und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen



# Der Sturz

Von Alberto Moravia

(Schluß)

Die Kammer, in die er eingetreten war, unterschied sich nicht von den anderen des dritten Stockwerkes. Ein großes Bett aus Nußbaumholz nahm sie fast ganz ein; an den Wänden — ein merkwürdiger Zufall — kein Bild. Tancredi setzte sich auf den Bettrand und hörte einen Augenblick lang — die Nase in der Luft — das Nagen und das flüchtige Trippeln, das die Mäuse in den Zwischenräumen machten, die zwischen Decke und Dach übrigblieben. Schon wollte er sich nach seiner gewohnten Art ausstrecken; als aus der tiefen Stille ein Geräusch an sein Ohr schlug — ein Flüstern, oder besser gesagt: ein sehr leises und intensives Hin und Her von Stimmen. Es schien aus dem anstoßenden Zimmer zu kommen, dessen Tür nur angelehnt war. Einen langen Augenblick horchte Tancredi, ohne sich zu bewegen, auf dies Geflüster, das in der Stille der Mansarde einen un menschlichen und unwirklichen Charakter annahm, als ob es die antiken Möbel wären, die sprächen und nicht zwei Personen. Dann bekam eine der beiden Stimmen einen entschieden menschlichen, sogar männlichen Tonfall. Neugierig geworden, erhob sich Tancredi und ging, das Auge an den Türspalt zu legen.

Er sah zuerst nur eine kleine Kammer, in allem der ähnlich, in der er sich befand; auf der gegenüberliegenden Wand erkannte er das Bild von dem Sturz des Heiligen Paulus im Gewitterlicht, mehr als je finster und fahl beleuchtet. Das Bett, auf dem er wenige Stunden vorher phantasiert hatte, beim Anschauen des Bildes, war leer, und man verstand nicht, woher das Schwatzen gekommen war, das übrigens auch aufgehört hatte. Trotzdem machte das ganze Zimmer einen lebendigen und bewohnten Eindruck, als ob in dieser dunklen und abgeschlossenen Luft, die Bilder, die es bisher innegehabt hatte, Gegenwart geworden wären. Empfindung, eine geheime und in gewissem Sinne heimliche Intimität zu verletzen, hinderte Tancredi, in das Zimmer einzudringen, und flößte ihm, während er spähte, ein bisher nie empfundenes Gefühl von heftiger und schamhafter Indiskretion ein. Ein langes und trockenes und klägliches Knarren begann, wie es eine Türe mit ungeölten Angeln hervorbringt, die mit äußerster Vorsicht geschlossen wird. Es war kein Zweifel, jemand verließ jetzt das Zimmer, indem er trachtete, möglichst wenig Geräusch zu machen; aber die Tür verriet ihm mit diesem ihrem langen, scharfen Geknarre; das jedoch auf einmal aufhörte. Wieder herrschte Schweigen, aber dann warf sich die im Zimmer gebliebene Person, als ob keine Vorsicht mehr nötig gewesen wäre, aufgelöst aufs Bett. Die Bettfedern ächzten, das alte Holz knarrte, und siehe, nun schoben sich auf der Matratze zwei Beine vorwärts, die sich streckten, als ob sie begierig wären, das Ende des Bettes zu berühren. Nackt, von einer leuchtenden Weiße, beschwert von wer weiß welcher Mattigkeit und wie ruhebedürftig. „Die Beine von Veronika“, konnte Tancredi nicht umhin zu denken, indem er sich an das weiße und kalte Gesicht erinnerte, die hellblauen Augen, die blonden Haare des Dienstmädchens seiner Mutter. Die langen schlanken und in den Knien leicht gebogenen Beine schienen keine Ruhe zu finden, obwohl sie sich mit stumpfer und schlaffer Mühe bewegten. Nun überzog sich jenseits der Rückwand des Bettes das Glas des Dachfensters mit Streifen von dunklen Regentropfen. Die Beine bewegten sich nicht mehr. Überwältigt von dem wachsenden und unerträglichem Gefühl schamhafter Zudringlichkeit, das ihm das Gesicht zum Glühen brachte, zog sich Tancredi zurück und setzte sich wieder auf das Bett.

Er wußte nicht, was er von dem Gesehenen denken sollte, er empfand nur ein starkes Gefühl von Zweideutigkeit und Zweifel. Zuerst war da nichts Seltsames. Aber warum schlief Veronika in einem Zimmer, das nicht das ihre war? und jenes Schwatzen, jene männliche Stimme? Aber im Nachdenken empfand er von neuem dasselbe Schamgefühl, das ihn befallen hatte, während er spähte, und, verdrößlich geworden, wollte er an etwas anderes denken. Mit einem starken Gefühl von Sicherheit und innerlicher Wonne begann er, den heftigen Regen zu beobachten, der das Fenster überflutete. Die kleine Kammer war fast dunkel geworden. Draußen auf dem Flur konnte die Katze ihn erwarten; hier drinnen, unter der niedrigen Decke, gegen dieses große Bett gedrückt, fühlte er sich in Sicherheit. Er kauerte sich, so gut er konnte, zusammen, gebeugt, mit dem Mund gegen die Knie und sah den Regen fallen. So überkam ihn der Schlaf.

Als er erwachte, war es schon Nacht, aber wohl noch zu früh, wie er beurteilte, für das Abendessen. Von einem bestimmten Punkt der Decke, fast über seinem Kopf, kam ein beharrliches Geräusch, ein hartnäckiges Nagen, wie es eine Maus machen kann, wenn sie sich mit den Zähnen in ein sehr trockenes und hartes Holz erbittert verbeißt. Wenn es aufzuhören schien, begann es wieder, viel grimmiger und lauter. Er fühlte, wie etwas auf ihn fiel, das einem Stückchen Verputz ähnelte. Eine plötzliche Angst durchzuckte ihn krampfhaft, er suchte die Lampe auf dem Nachttischchen, zündete sie an und schaute.

Der Verputz war heruntergefallen und in der Mitte der Decke kam schwarz ein Loch zum Vorschein. ein nicht großes Loch von unregelmäßiger Form, aber mit sehr feinen Rändern, die unter dieser Art von Blättchen eine ausgedehnte

tere Höhle vermuten ließen; wenn der Mörtelüberzug heruntergefallen wäre, wer weiß, was für einen Gang man entdeckt hätte. Er schaute und aus dem Loch drückte und zwängte sich etwas Dunkles, Weiches, Geschwollenes hervor, das sich bewegte, und bei einer hastigen Bewegung funkelte das rote, grimmig gewordene Auge eines Nagetieres. Einen Augenblick nur: das Loch wurde sofort wieder schwarz und leer; für Tancredi aber hatte es genügt, und ganz zitternd sprang er vom Bett auf und lief, ohne Zögern, Veronika im anstoßenden Zimmer zu rufen. Sie lag nicht mehr auf dem Bett, sondern sie saß zusammengekauert auf einem Schemel, mit Nähen beschäftigt.

„Veronika“, sagte er mit einer Stimme, zitternd vor unbekannter Freude, „Veronika, nebenan ist eine Maus . . .“

Sie sah ihn an, ohne ein Wort zu sagen. Dann folgte sie ihm, oder vielmehr, sie ging ihm voraus ins Nebenzimmer.

„Da oben“, sagte Tancredi, ohne einzutreten, indem er an der Türschwelle stehenblieb und auf die Decke zeigte.

Das Dienstmädchen sah nach dem Loch hin und immer noch stillschweigend ging es in sein Zimmer zurück, um gleich danach, mit einem Besen bewaffnet, wiederzuerstehen. Tancredi sah, wie sie auf das Bett stieg, und indem sie den Besen am unteren Teil festhielt, mit dem Stiel in dem Loch herumzubohren begann. Durch diese Kaltblütigkeit ermutigt, trat Tancredi ein wenig weiter ins Zimmer vor. Der Besenstiel ging auf und ab und rieb mit einem dumpfen Geräusch gegen die Ränder des Loches.

„Da, ich fühle sie“, sagte sie fast glücklich, „es ist wirklich eine Maus.“ Aber plötzlich entglitt ihrer Hand der Besen, etwas Dickes und Dunkles fiel herunter, und das Mädchen stürzte rücklings auf das Bett mit gespreizten Beinen, wobei sie mit den Händen zum Schoß griff, die Kleider an die Schenkel drückte und schrie: „Sie ist auf mich gesprungen! Ich habe sie auf dem Leibe!“ Sie schlug mit den Händen und Füßen um sich, die nackten Beine hatten sich von den Kleidern freigemacht und Tancredi sah, daß es genau dieselben waren, die er kurz vorher erblickt hatte, wie sie sich matt und zuckend auf dieser selben Matratze ausstreckten. Die Maus war jedoch nicht zu sehen; sofern sie nicht unter die Kleider der Frau eingedrungen war — und wie hätte sie das vermocht? — mußte sie sich unter irgendeinem Stuhl versteckt haben. Bei diesem Gedanken überkam ihn eine große Angst, die wütende Maus würde ihn in die Beine beißen, und er sprang auf einen Stuhl.

Die Frau schlug immer noch mit Händen und Füßen um sich; Tancredi, von Stuhl zu Stuhl springend, um nicht den Boden zu berühren, fast erstickt von schrecklichem Herzklopfen, wollte die Tür erreichen und Leute rufen; da wurde es abermals dunkel, und nun wachte er wirklich auf, ganz in Schweiß gebadet und zitternd, nicht auf dem Stuhl wie im Traum, noch auf dem Bett, wo er eingeschlafen war, sondern an einer ganz anderen Stelle des Zimmers. Obwohl er begriff, daß das mit der Maus nur ein Traum gewesen war, blieb ihm trotzdem ein rasender Schrecken, und er suchte wie wahnsinnig nach einer Tür oder Lampe. Das Zimmer aber schien die Form verändert zu haben, unvorhergesehene Wände, unbekannte Ecken boten sich seinen ausgestreckten Armen dar, nicht oben auf der Villa meinte er sich zu befinden, sondern klafertief unter der Erde, in einem Grab eingeschlossen. Endlich ging die Tür weit auf, flackernder Kerzenschein brach die Finsternis, in der er sich verloren umherbewegte, und zwei Schatten zeichneten sich auf der Decke ab.

„Aber da ist er ja“, sagte die Stimme der Mutter mit Erleichterung, „seit einer Stunde suche ich dich . . . was für ein Einfall, dich hier drinnen im Dunkeln zu verstecken . . .“

Zitternd und in Tränen aufgelöst eilte Tancredi, um sich in Sicherheit zu bringen, mit geschlossenen Augen gegen die beiden Frauen.

„Das Gewitter wird ihn erschreckt haben“, sagte Veronika, indem sie ihm das Haar streichelte, „er zittert am ganzen Körper . . . laß doch! . . . es ist kein Grund zum Weinen . . .“

„Die Maus“, stammelte Tancredi verloren, „die Maus . . .“

„Welche Maus?“ fragte fast zerstreut die Mutter. „Du tätest besser daran, dich nicht so zu verkriechen, wie du die ganze Zeit hindurch tust.“

Tancredi sagte nochmals „die Maus“, und inzwischen, immer noch von der Traumluft verwirrt, konnte er es nicht lassen, mit der Schulter gegen den Schoß des Dienstmädchens zu drücken, fast als ob er sich vergewissern wollte, daß die Maus sich nicht tatsächlich dorthin geflüchtet habe. Auch die Beine schienen ihm in seinem Schrecken seltsam. Es waren bestimmt dieselben, die er in der anstoßenden Kammer erspäht hatte; wie verschieden aber waren sie, seitdem er sie gesehen hatte. Sie waren ihm matt und empfindlich erschienen; jetzt fühlte er sie hoch, stark und muskulös, ähnlich zwei gedrechselten und kräftigen Säulen. Unter diesen trüben Empfindungen ließ er sich ein wenig von den beiden Frauen trösten, und indem er sich mechanisch die Augen trocknete, folgte er ihnen aus dem Zimmer.

Wahrscheinlich infolge des Gewitters war eine Sicherung durchgebrannt, so daß das Haus im Dunkeln lag.

„Hör auf zu weinen“, sagte die Mutter, die mit mondäner Gesetztheit die Treppe hinunterstieg, wobei ihr das Mädchen, das die Kerze trug, voranging. „Nimm lieber dein Werkzeug, wir haben dich nötig . . .“

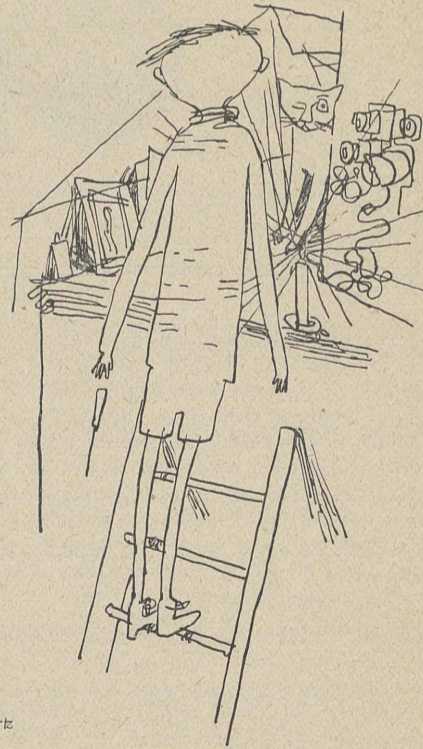
Man muß wissen, daß Tancredi eine große Vertrautheit mit Maschinen und Elektrizität hatte, so daß man ihm schon

aus alter Gewohnheit auftrag, die einfacheren Schäden auszubessern.

„Ja, Mama“, sagte er gehorsam. „Wir haben dich im ganzen Haus gesucht“, ermahnte ihn das Dienstmädchen mit ungewöhnlich freundlichem Ton. „Was für ein leichtsinniger Kerl du bist!“

Tancredi spürte, daß es auf die von ihm erspähte Szene anspielte und wünschte, daß er mit der Mutter nicht darüber sprechen sollte; von einem starken Gefühl der Mitschuld erfüllt, sagte er kein Wort.

Das Schaltbrett mit den Sicherungen befand sich in dem Raum unter der Treppe, neben einem Schrank, auf dem eine Menge zerbrochener und unbrauchbarer Gegenstände zusammengedrängt lagen. Veronika holte eine Leiter und lehnte sie an die Mauer, wobei sie sie mit einer Hand festhielt und mit der andern die Kerze erhob. Die Mutter stützte die Leiter von der anderen Seite, wobei auch sie einen Leuchter hielt, und zwischen diesen beiden Schutzengeln stieg Tancredi nun mit einer dritten Kerze die hohen Leitersprossen empor. Oben angelangt, neigte er die Kerze, um das Wachs abträufeln zu lassen, und klebte sie, so gut es ging, auf die staubige, vorspringende Kante des Möbels fest. Bei diesem flackernden Licht entdeckte er einen ganzen Haufen alter Sachen: einen Bronzeleuchter, eine Menge Holzringe für Vorhänge, eine Sammlung von Flaschen jeder Größe, alle mit Weinstein und Staub überzogen, einen kleinen Sessel ohne Beine und mit abgerissem Stoff, aus dem die Wolle herauskam. Als die Kerze feststand, beugte sich Tancredi zur Seite und bat die Mutter, ihm den Schraubenzieher und zwei andere kleine Werkzeuge zu reichen, die er, bevor er die Leiter hinaufstieg, auf einen Sessel gelegt hatte. Die Mutter hielt sie hin; im Augenblick aber, als Tancredi sich wieder aufrichtete und sich anschickte, einige Schrauben herauszuziehen, vernahm er ein Rascheln, das ihn den Kopf wenden ließ. Wie mochte nur die graue Katze hier heraufgekrochen sein, die jetzt zwischen all dem Krimskrams auf ihn zukam, eine Pfote vorsichtig nach vorne tastend, das Auge weit aufgesperrt, die veilchenblaue Lippe über den Zähnen erhoben. Schrecken und gleichzeitig ein furchtbarer Zorn bemächtigten sich seiner. „Jetzt töte ich sie“, dachte er und schleuderte den Schraubenzieher gegen das Tier. In demselben Augenblick aber gab es einen trockenen Knall, eine rasch auflodernde Flamme schlug vom Schaltbrett empor, geblendet stürzte Tancredi mit einem jämmerlichen Aufschrei rückwärts und zwischen die beiden Frauen hin. Die Kerzen erloschen, in der Dunkelheit fühlte er, daß man ihn wie einen Toten an den Schultern und Füßen zum Eßzimmer hintrug. Er hörte noch die Stimme der Mutter, die zu Veronika sagte: „Hier entlang!“ Dann zog sich das Blut aus seinen Schläfen zurück, wich aus seinem Körper. Und während rings um ihn herum das Licht wieder



Helmut Lortz

brannte, machte ihn ein dunkler Frost ohnmächtig, ließ ihn die Augen schließen.

Zwei Tage darauf erzählte auf dem Pavillon am Meer die Mutter den Freundinnen:

„Im ersten Augenblick fürchtete ich, daß er sich wehgetan habe . . . aber nicht einmal eine Schramme, er war nur ohnmächtig . . . die Erregung . . . Ich gebe jedoch zu, daß ich einen Augenblick lang wirklich Angst bekam. Das merkwürdigste aber ist, daß wir danach entdeckten, daß die gelbe Stichflamme von der Hauskatze hervorgebracht worden war. Das arme Tier hatte sich, man weiß nicht, wie, in den Drähten verwickelt . . . kurzum, wir haben sie vom elektrischen Strom erschlagen vorgefunden. Man kann sagen, daß sie an der Stelle von Tancredi den elektrischen Schlag bekommen hat. Jedenfalls habe ich ihm aufs strengste verboten, von nun an die elektrische Anlage zu berühren. Diese Kinder sind so unvorsichtig . . .“

„Richtig, so ist es“, sagte eine der Freundinnen.

„Du gibst aus“, sagte die Mutter.

Und die Partie begann.

Deutsche Übersetzung von Luigi Biagioli

# Briefe an die Redaktion

## Ideologie und Terror

„Terror — objektiv betrachtet?“ nennt sich ein Artikel im letzten DISKUS. Er ist kein Bericht über die Zustände in der russisch besetzten Zone, sondern untersucht wird das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis in der bolschewistischen Diktatur. Anlaß war ein Beschluß der Delegiertenkonferenz des Verbandes Deutscher Studentenschaften, daß der Vorstand die Rektorenkonferenz ersuchen soll, allgemeine Vorlesungen über den historischen und dialektischen Materialismus in das Programm des Studiums generale aufzunehmen.

George F. Kennans berühmte „Bemerkungen zur Politik der UdSSR“ beginnen mit dem Satz: „Das politische Gesicht der Sowjetunion, wie es sich uns heute zeigt, wurde einerseits von

von (zum Dogma erstarrter) Theorie und Faszination sehr genau bestimmt: er nennt es die Wiederverschmelzung des Politischen mit dem Sakralen zu einer säkularen Religion. Gerade dieser Charakter des Kommunismus ist seine Stärke. Die Ideologie gibt die Formeln zu einer scheinbar schlüssigen Welterklärung, die Faszination fügt das Erschauern vor diesen Formeln hinzu, zusammen mit dem Verbot, weiterzudenken. Es ist beim Kommunismus leider nicht so, daß man die Theorie von der Praxis abtrennen kann, um diese gesondert zu betrachten, wie das etwa beim Nationalsozialismus oder dem Faschismus möglich war. Im Kommunismus ist die Theorie nicht nur ein „ideologischer Überbau“, der ihrem Inhaber recht geben soll, wie bei den vergangenen Diktaturen, sondern sie ist das treibende Moment, die Kraft, die sich zuerst in der Ideologie eine Welt schafft, um dann die wirkliche nach deren Prinzipien zu regieren. Hätte der Kommunismus nicht diesen spekulativen Kern, so besäße er lange nicht die Stabilität, die er immer wieder erweist.

Betrachtet man die kommunistische Praxis ohne Kenntnis der Theorie, so bleibt das Verhalten der Machthaber und der Unterworfenen genau so unverständlich, wie eine Marionettenbühne für den Zuschauer, der nicht weiß, daß auf dem Schnürboden das Stück nach einem Plan dirigiert wird. Das moralische Urteil, das Eduard Darsen fordert, bleibt blind, wenn es die unmenschliche Praxis abgezogen von der Theorie betrachtet. Sein Beitrag hat etwas von dem Gestus, der anderen eine Gefahr ersparen möchte, in die er selbst einmal geriet. Man darf der kommunistischen Theorie nicht aus dem Wege gehen, denn dann behält sie ihren Zauber, auch wenn es ein Höllenzauber ist.

Man verstehe mich nicht falsch. Ich möchte nicht sagen, daß man etwas ändert, wenn man die Theorie widerlegt. Das wäre ein illusorischer Optimismus. Aber auch der Eifer in der Praxis ohne die Theorie bleibt nutzlos. Es ist ein dialektisches Verhältnis, das Theorie und Praxis verknüpft. Man kann das eine nicht ohne das andere fassen.

Wenn wir uns immer wieder um die Theorie bemühen, so tun wir das, weil wir glauben, daß trotz Aufklärung der Gedanke noch etwas von seiner magischen Kraft behalten hat, die schon durchs Bewußtmachen ändert. Wir tun es, weil wir noch einen letzten Rest des Glaubens an die Vernunft bewahrt haben, der darauf vertraut, daß durch Reflexion der Prozeß dennoch zum Guten geführt werden könne.

Hans v. Anden

In dem Artikel „Terror — objektiv betrachtet?“ geht der Verfasser von falschen Beurteilungen aus, indem er den historischen und dialektischen Materialismus als *conditio sine qua non* für den Terror im sowjetischen Machtbereich betrachtet. Erst recht nicht darf man so weit gehen, den historischen und dialektischen Materialismus dem sowjetischen Terror gleichzusetzen. So frappant diese Gleichsetzung zu sein scheint, so unwissenschaftlich ist sie. Sie entspricht zu sehr jener Leichtfertigkeit, mit der die Probleme unserer Zeit abgetan zu werden pflegen.

Der Materialismus stellt die theoretische Grundlage einer fast die halbe Welt umfassenden und beherrschenden Weltanschauung dar. Ist es nicht die Aufgabe der Wissenschaft, sich mit einem solchen Phänomen auseinanderzusetzen? Einige amerikanische Universitäten tun es bereits.

Wichtiger aber ist, den historischen und dialektischen Materialismus — der ja z. T. auf klassische Philosophen wie Hegel und Feuerbach zurückgeht — nicht von vornherein als unwissenschaftlich abzutun, nur weil er im Sinne einer politischen Zielsetzung dogmatisiert und erstarrt ist, ja, sogar als Mittel der Rechtfertigung unmenschlicher politischer Handlungen gebraucht wird.

Nicht der Materialismus führt zwangsläufig zum Terror, sondern die falschen und beschränkten Schlußfolgerungen, die Lenin und Stalin aus ihm gezogen haben. Das Übel des Stalinis-

**Der Generalintendant der Städtischen Bühnen Frankfurt hat Vertretern des ASTA zugesagt, daß zukünftig folgende Vereinbarung für Studenten-Theaterkarten gilt: Für das Große Haus werden 20 und für das Kleine Haus 10 Karten im Vorverkauf auf Berechtigungsschein mit einer Ermäßigung von 50 Prozent auf allen Plätzen, ausgenommen die teuersten, pro Vorstellung abgegeben.**

mus als Weltanschauung besteht in der ausschließlichen Beschränkung auf den von Lenin und Stalin allein weiterentwickelten dialektischen und historischen Materialismus als die tragende Staatstheorie. Der Materialismus als Staatstheorie muß aber nicht verneint werden, weil er zum Sowjetsystem führte,

sondern weil er bei der Realisierung einer bestimmten Schlußfolgerung andere geistige Werte vernichtet. Sowjetterror und historischer und dialektischer Materialismus stehen sich also nicht zwangsläufig wie Wirkung und Ursache gegenüber, so wenig wie Hexenverfolgungen und Christentum. Was zum Sowjetterror führte, war allein der fanatische Verwirklichungswille gewisser Politiker, die ihre Maßnahmen mit der materialistischen Theorie zu rechtfertigen suchten.

Ein Studium des historischen und dialektischen Materialismus — einschließlich der fragwürdigen Schlußfolgerungen Stalins — kann nicht dazu führen, den Sowjetterror „objektiv betrachtet“ als Recht anzuerkennen, wie es von Herrn Darsen unausgesprochen befürchtet wird, sondern es wird uns der Wahrheit ein Stück näher bringen, weil uns in der freien Welt zum Glück noch die Möglichkeit geboten ist, mit anderen Ideen Vergleiche zu ziehen, um so eine gesunde Synthese zu finden.

Klaus Richter

## ... vor der eigenen Tür

„Die Darstellung eines Juden gerade unter den heutigen Umständen erfordert ein hohes Maß an Verantwortung und Feingefühl für die Grenzen, die uns da gesetzt sind“ schrie „moritz“ im letzten Heft des DISKUS über die antisemitischen Tendenzen im Programm der „Amnestierten“. Dasselbe Maß an Verantwortung und Feingefühl muß die Kritik aber an ihre eigene Darstellung legen. Darf der Kritiker frei beschuldigen, mit keiner weiteren Beweisführung als „ganz klar ersichtlich“ oder „Art und Weise, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ?“

„Die Amnestierten“ hatten in einer Verteidigungsschrift an den VDS die Frage gestellt, ob die Darstellung eines Juden auf einer deutschen Bühne „heute zulässig und mit dem Grundgesetz vereinbar ist oder nicht.“ Das war schief; denn die Kritik im DISKUS und der Beschluß unseres Studentenparlaments richteten sich nicht gegen Verletzungen des Grundgesetzes, sondern gegen die Ermutigung des Antisemitismus durch eine solche Auf-führung. Aber die Kritik hätte bei einer sorgfältigeren Untersuchung, warum jene Art der Darstellung eines Juden auf der Bühne antisemitisch sein muß, einen wichtigen Faktor entdecken



können: das Publikum. Selbst wenn Schauspieler und Regisseur einer Rolle bestimmte Akzente geben, bleibt ihre Absicht wirkungslos, wenn das Publikum nicht „mitgeht“. Bei der Frankfurter Aufführung kam in den fraglichen Szenen aus den ersten beiden Reihen ein leichtes Zischen, das dann bald im brausenden Beifall des Saales unterging. Routinebeifall?

Wenn Ihre Zeitung nur die Darsteller verurteilte, ohne zugleich auch die anzugreifen, die im Zuschauerraum die Stimmung weitertrieben, dann zeigt das die Gefahr, daß der „Nicht-antisemitismus“ eine leere Geste der Publizisten und Politiker bleibt, die ihn angeblich als eigene Sache übernommen haben. Ihre Zeitung hat die beste Gelegenheit versäumt, den Kampf gegen den Antisemitismus als eine menschenunwürdige Barbare in den Reihen ihrer eigenen Kommilitonen zu beginnen.

Udo Kollatz

## „Ungewöhnlich verdienstvoll“

Mit besonderem Interesse las ich den Artikel „Fazit eines Prozesses“, der sich mit dem Fall Auerbach auseinandersetzt. Die Veröffentlichung dieses Artikels ist ungewöhnlich verdienstvoll, da bei allen Vorbehalten gegenüber menschlichen Schwächen Auerbachs die Verdienste dieses Mannes ungleich größer sind als seine Fehler es jemals zu sein vermochten. Er war für Zehntausende der Davongekommenen wirklich ein Nothelfer. Jetzt warten die Opfer der Nazi-Judenverfolgungen verzweifelt darauf, daß ihnen ein neuer Helfer erstehe, der nicht Sankt Bürokratius heißt.

Erich Lüth

Direktor der staatlichen Pressestelle der Hansestadt Hamburg

Ideologie, andererseits von sachlichen Gegebenheiten geformt“. Dieses Verhältnis von Theorie und Praxis genau zu bestimmen, gehört zu den wichtigsten, aber auch schwierigsten Aufgaben der heutigen politischen Publizistik, denn ohne diese Bestimmung bleibt jede Außenpolitik blind. Stalin hat seine eigene Ansicht in einer Vorlesung an der Swerdlow-Universität im April 1924 folgendermaßen formuliert: „Die Praxis tappt im Dunkeln, wenn nicht durch die revolutionäre Theorie Licht auf ihre Pfade gebracht wird.“ Der neueste Artikel Stalins im Moskauer „Bolschewiki“ gibt deutlich zu erkennen, daß er dieser Ansicht treugeblieben ist.

Man kann sich über das Ausmaß des Einflusses der kommunistischen Ideologie auf die kommunistische Praxis streiten, aber ihn ganz leugnen, kann man nicht. Allerdings kommt es in der Praxis weniger auf die Logik oder Wissenschaftlichkeit der Theorie an, als auf die Faszination, die sie ausübt. Diese Faszination ist aber eine Funktion der Theorie, man kann sie nicht verstehen, wenn man die Theorie nicht kennt. Monnerot hat in seiner „Soziologie des Kommunismus“ jenes seltsame Ineinander

# Der AStA macht Bilanz

Zum ersten Mal seit Erscheinen einer Frankfurter Studentenzeitung veröffentlicht der DISKUS den Kassenbericht des AStA. Man sollte an dieser Tatsache nicht ohne weiteres vorbeigehen, denn die wenigsten der öffentlichen Institutionen haben heute eine Neigung zur Publizität, schon gar nicht, wenn es um das Finanzgebahren geht. Was der AStA mit seiner Veröffentlichung tat, erscheint uns nachahmenswert für das Studentenwerk, das Institut für Leibesübungen und andere. Für die Abrechnung des Studentenwerks dürfte es selbstverständlich sein, nachdem man die Frankfurter Studenten bei der Rückmeldung als Mitglieder in den neugegründeten „e. V.“ gelockt hat, diesen Mitgliedern einen Einblick in die Finanzen ihres Vereins zu geben. Das Institut für Leibesübungen arbeitet ebenfalls zum größten Teil mit studentischen Geldern und die Studenten wären für eine Abrechnung über ihre fünf Mark Zwangs-Semester-Beitrag sicherlich sehr dankbar.

Der AStA-Kassenbericht liefert teils ausführliche, teils aber auch magere Informationen. Der Student fragt sich, ob für den VDS, dessen segensreiches Wirken er in den meisten Fällen kaum spürte, der Betrag von DM 1 331,88 nicht etwas zu hoch gegriffen ist. (Er war früher niedriger!) Die Reisekosten und Spesen sind im Vergleich zu vergangenen Semestern etwas niedriger. Die Aufwendungen für das Sozialreferat und das Referat für gesamtdeutsche Fragen sollte man sich durch das Studentenwerk, welches für soziale Härtefälle viel größere Mittel zur Verfügung hat, zurückerstatten lassen. Die Sonderkosten hätte man noch näher spezifizieren können, um der angestrebten Publizität willen. Daß die Telefongebühren nicht geringer werden, war vorauszusehen. Vielleicht kann man der Schwäche für Privatgespräche, die hinterher dann nicht bezahlt werden, am besten dadurch Einhalt gebieten, daß man den Hörer nach „Dienstschluß“ unter Verschluss nimmt, was sich früher schon einmal bewährt hat.

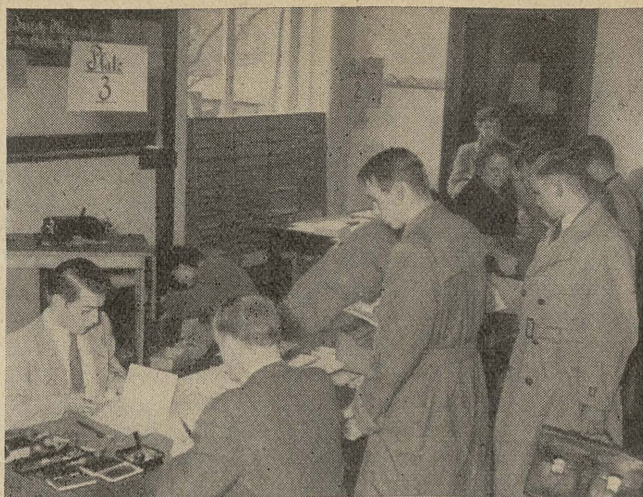
Die Veröffentlichung ist ein Beweis für das Verantwortungsgefühl der studentischen Selbstverwaltung gegenüber den Studenten. Vivant sequentes!  
Wilhelm Hick

## Kassenbericht I - SS 1952

### — Ordentlicher Haushalt —

Frankfurt a. M., den 25. 10. 52

A. Einnahmen:	
Semesterbeitrag DM 2,— pro Student	DM 10658,—
B. Ausgaben:	
1. VDS-Beitrag	DM 1 331,88
2. Gehälter (2 Sekretärinnen)	DM 3 414,40
3. Sonstige Löhne	DM 564,75
4. Rückstellung für Reinigung	DM 225,67
5. Handkasse	DM 570,23
6. Telefongebühren	DM 839,21
7. Reisekosten und Spesen	DM 996,82
8. Sozialref. u. Ref. f. gesamtdeutsche Fragen	DM 800,—
9. Neuanschaffungen	DM 25,80
9a. Rückstellung f. Neuanschaffungen	DM 175,—
10. Sonderkosten	DM 543,67
11. Auslands- u. Europa-Ref.	DM 606,10
12. Büromaterial	DM 464,47
13. Forderung a. Fond f. Fachsch.-Veranstaltungen	DM 50,—
14. Forderung an Fachschaft	DM 50,—
	DM 10 658,—



Ein Bild aus den glücklichen Tagen vor dem 1. November, als sechs Stationen der Rückmeldung in einem Hörsaal vereinigt saßen und die Prozedur ohne Zeitverlust und Flurverstopfung abließ. Nur das Sekretariat blieb abseits im eigenen Büro. Amtsrat Lehmanns praktische Erfindung ist schnell wieder abgeschafft, weil angeblich kein Raum mehr zur Verfügung steht. Dafür dürfen sich die Kommilitonen wieder siebenmal schlängeln und wundern sich über St. Bürokratiens launische Ein- und Rückfälle.

### Einzelheiten zu einigen Posten des Kassenberichts

**Gehälter:** In der Universität ist eine Sekretärin ganztätig und in der medizinischen Fachschaft eine halbtätig beschäftigt.

**Sonstige Löhne:** Es wurde eine einmalige Ausgleichszulage zu den Gehältern (s. Pos. 2) gezahlt. Ferner sind hierin Entgelte für Aushilfsarbeiten enthalten.

**Reinigung:** Da die Höhe der zu zahlenden Reinigungskosten noch nicht endgültig feststeht, wurde hier eine Rückstellung gebildet.

**Handkasse:** Hieraus werden vor allem Porti beglichen, ferner alle kleineren Ausgaben wie Rollgelder, Zeitungsgeld usw.

**Telefongebühren:** Es steht je ein Anschluß im AStA-Zimmer, in der Fachschaft Medizin und der Fachschaft Zahnmedizin zur Verfügung. Eine besondere Belastung dieses Postens im vergangenen Semester bedeutete eine ganze Reihe von Ferngesprächen, die mit Bonn usw. um das Zustandekommen der politischen Veranstaltungen anlässlich des Uni-Festes geführt werden mußten.

**Reisekosten und Spesen:** Es entstanden Kosten anlässlich der DK in Berlin, der Fachschafts- bzw. Fachgruppentagungen, der Gründung des Landesverbandes Hessen, der Studentenwerkstagung usw.

**Soz. u. gesamtdeutsche Fragen:** Dieser Posten dient zur Hilfeleistung in besonders dringenden sozialen Härtefällen, vor allem bei den aus der Sowjetzone hierher geflüchteten Kommilitonen.

**Rückstellung für Neuanschaffungen:** Hier deshalb eine Rückstellung, weil einige dringende Anschaffungen mit Rücksicht auf den baldigen Umzug ins Studenten-Haus zurückgestellt wurden.

**Sonderkosten:** Hierin sind z. B. die Kosten für die Wahlplakate und Wahlzettel, die Aufrechterhaltung der Verbindung zum Hessischen Rundfunk, Repräsentation usw. enthalten.

**Ausland- und Europa-Ref.:** Hieraus wurden Führungen und Betreuung durchreisender ausländischer Studentengruppen, ferner die Intensivierung der Verbindung mit europäischen und amerikanischen Universitäten, z. B. Paris, Birmingham u. Chicago, finanziert.

**Büromaterial:** Es wurde ein größerer Betrag zur Vervollständigung und Überarbeitung der Kartei benötigt.

## NACHRICHTEN

### AStA FRANKFURT

Am Dienstag, dem 21. Oktober, fand im Senatssitzungssaal die ordentliche Mitgliederversammlung des Vereins der Freunde und Förderer der Universität statt, an der auch ein AStA-Vertreter teilnahm. Nach der Begrüßung durch den 1. Vorsitzenden, Herrn Schmidt-Pohlex, gab Dr. Scheller den Geschäftsbericht. Der Vorstand wurde in seiner bisherigen Zusammensetzung wiedergewählt.

In Vertretung Sr. Magnifizienz übermittelte der Prorektor, Prof. Rajewski, dem Verein den Dank der Universität für die bisherige Arbeit. Er gab seiner Hoffnung Ausdruck, daß auch in Zukunft der Verein das Bindeglied zwischen der Frankfurter Bürgerschaft und der Universität sein werde.

### Evangelische Studentengemeinde

Neuimmatrikulierten-Abend: „Wir lernen uns kennen“ am Montag, 10. 11., 19.00 Uhr Restaurant Henninger am Opernplatz.

Gottesdienste: Abendmahlsfeier Mittwoch, 5. 11., 19.00 Uhr, Semester-Eröffnungsgottesdienst Sonntag, 9. 11., 19.00 Uhr. Abendmahlsfeier Mittwoch (Buß- und Betttag), 19. 11., 20.00 Uhr. Gottesdienst mit Hl. Abendmahl Sonntag (1. Advent), 30. 11., 7.30 Uhr. Sämtliche Gottesdienste finden in der alten Nikolai-Kirche am Römerberg statt.

Hochschulabende: Semesterthema „Das christliche Glaubensbekenntnis“ jeweils Mittwoch 19.00 Uhr c. t. im Gemeindegarten der Christus-Kirche am Beethovenplatz.

### Katholische Studentengemeinde

Opus Dei: Feierlicher Semestereröffnungsgottesdienst, St. Bonifatius, Holbeinstr. 70, am Sonntag, 9. 11., 10.00 Uhr c. t.

Sonntagsgottesdienst: St. Leonhardt (Untermainkai), jeden Sonntag 8.45 Uhr. Beginn 16. 11.

Missa für Mediziner: Rektoratskapelle des Städt. Krankenhauses jeden Dienstag 7.00 Uhr. Beginn 11. 11.

Treffen der Neuimmatrikulierten: Hotel „Haus der Kochkunst“ (Nähe Eiserner Steg), am Mittwoch, 12. 11., 19.30 Uhr. Jeder katholische Neuimmatrikulierte ist herzlich eingeladen.

Öffentlicher Vortrag in der Aula der Universität. Es spricht Dr. Heinrich Scharp „Hat Europa noch eine Zukunft?“ am Montag, 24. 11., um 20.00 Uhr.

### Aus der Medizinischen Fakultät:

Privatdozent Dr. med. Rudolf Klau e von der Universität Würzburg hat sich für das Fach Psychiatrie und Neurologie an die Universität Frankfurt a. M. umhabilitiert.

Prof. Dr. Hans Schlossberger, Direktor des Hygienischen Instituts, nimmt in der Zeit vom 8. bis 13. 10. 1952 an der Internationalen Tagung für prophylaktische Medizin in Meran teil und wird dort einen Vortrag halten.

### Aus der Philosophischen Fakultät

Dem emeritierten ordentlichen Professor für Römisches und Deutsches Bürgerliches Recht Dr. iur. Dr. h. c. Fritz Pringsheim, Freiburg, z. Zt. in Oxford (England), wurde anlässlich seines 70. Geburtstages am 7. 10. 1952 der Ehrendoktor der Philosophischen Fakultät der Universität Frankfurt aufgrund seines Werkes über Kauf und Verkauf im Römischen Recht von den Zeiten Homers bis in die römische Kaiserzeit verliehen.

Dr. phil. Luigi Biagioni, Lektor für die italienische Sprache und Literatur, kann mit Beginn des Wintersemesters 1952-53 auf eine 25jährige Tätigkeit als Hochschullehrer zurückblicken.

### Aus der Naturwissenschaftlichen Fakultät:

Der Prorektor Prof. Dr. Boris Rajewsky nahm vom 15. bis 21. 9. 52 als Vertreter Deutschlands und Mitglied des Internationalen Komitees an der „International Radiological Conference“ in Stockholm teil und hielt auf Einladung einen Vortrag.

### Aus der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät:

Prof. Dr. Otto Veit ist zum Geschäftsführenden Direktor des Instituts für Kreditwesen ernannt worden.

In Frankfurt a. M. hat am 15. und 16. Oktober 1952 unter Vorsitz von Prof. Dr. Helmut Coing die Konferenz der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultäten der Bundesrepublik getagt. Auf der Konferenz sind eine Reihe der Fakultäten gemeinsam interessierender Fragen der Verwaltung sowie der Gestaltung der Ausbildung und Prüfung erörtert worden. Insbesondere hat die Konferenz die Bildung einer Kommission beschlossen, welche die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Reform des juristischen Studiums prüfen soll. Als neuer Vorort der Konferenz wurde die Münchener Juristische Fakultät gewählt. Der Vorort wechselt alle zwei Jahre. Seine Aufgaben wurden bisher von der Juristischen Fakultät in Frankfurt a. M. wahrgenommen.

**Bei Ermüdung nimm lieber Hallo-Wach**

IN ALLEN APOTHEKEN + DROGERIEN 90PF. AMOL-WERK HBG.

### AStA Gießen

Der Deutsche Akademie Austauschdienst hatte auch in diesem Jahr über 500 ausländische Studenten zu einem achtwöchigen Praktikum in deutsche Industriebetriebe vermittelt. Um diesen Studenten einen möglichst großen Einblick in deutsche Verhältnisse zu geben, hatte der AStA der Justus Liebig-Hochschule alle in der näheren Umgebung Gießens untergebrachten Praktikanten zu einem Treffen eingeladen.

## An alle Studenten!

Wir möchten hiermit bekanntgeben, daß Ihnen das Kolleg der Gemeinde Christi, Senckenberg-Anlage 17, die Möglichkeit bietet, als Gasthörer neben Ihrem Hauptstudium einige Kurse zu belegen. In diesen Vorlesungen werden das Wort Gottes und verwandte Fächer gelehrt, die zu einem besseren christlichen Leben führen können.

Alle, die an einem derartigen Studium für ein bis drei Stunden in der Woche interessiert sind, wollen sich bitte schriftlich oder persönlich an folgende Adresse wenden:

**Kolleg der Gemeinde Christi**

Robert Helsten

Frankfurt a. M., Senckenberg-Anlage 7

Mit Millionen von Wettfreunden  
ständig im Dienste des Sports

**HESSEN-TOTO**  
IM WEST-SÜD-BLOCK

Die Buchhandlung  
für den Mediziner

**JOHANNES ALT**

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin  
und Naturwissenschaften

FRANKFURT A. M.-SÜD 10

Gartenstraße 134 · Telefon 61993 · Gegründet 1868

☞

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen Gartenstr. 134,  
Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken

**Füllhalter  
Schreibwaren  
Privat-Drucksachen**

**Wilhelm Büttel**

Fernruf: Frankfurt am Main  
92376, 93870, 94076 Goethestraße 23

**Sonderangebot für Studierende!**

**Führerschein Klasse III**  
(Pkw, Lkw und Motorrad).

Preis nach Probefahrt unter Anrechnung Ihrer  
Vorkenntnisse.  
Teilzahlung.

**Ausbildung:** Fahrunterricht etwa 10—12 Fahrstunden  
(14 Tage bis 4 Wochen) in Ffm., in Ihrer Freizeit.

Tragen Sie sich unverbindlich in die im AStA-Zimmer  
ausliegende Liste ein oder rufen Sie 32640 an.

**Fahrschule H. SCHÄFERS, Frankfurt a. M.**

Wo findet der Student preiswerten,  
schmackhaften u. reichhaltigen

Mittags- und Abendtisch . . . ?

**Café PIELOK** Jordanstraße 3  
1 Minute von der Universität

*Unabhängiges Urteil*

nur durch unabhängige Informationen

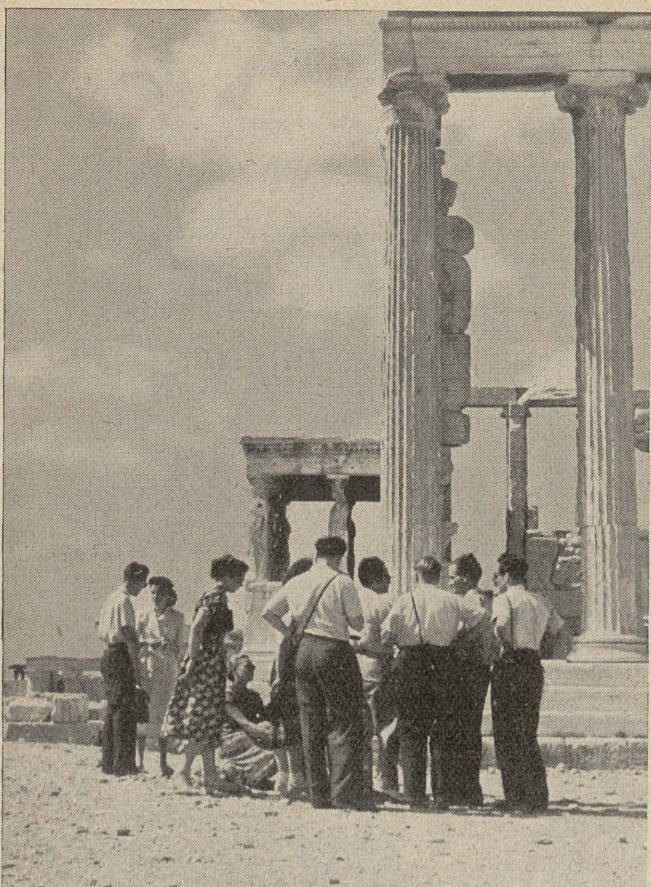
**Frankfurter Rundschau**

**Suche Studenten(-in),** zum Besuch von Detaillisten  
eingeführter Ware

Handgeschriebene Bewerbung mit Lichtbild zu richten an:  
A. Bodenberger, Plautener Industrievertretung  
Gelnhausen/Hessen, Herzbachweg 47

**la Weihnachtskerzen!** Höchsten Verdienst bietet  
Studenten: Dr. Custodis, Kerzenfabrik, Bielefeld

# Reise in den Orient



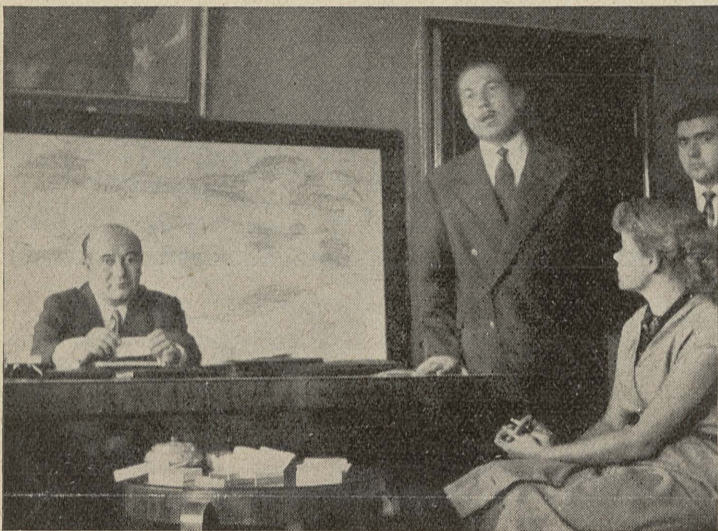
Ein griechischer Kommilitone, Student der Archäologie, spielte Fremdenführer auf der Akropolis und war vier Tage lang ausreichend beschäftigt, den Wissensdurst seiner Frankfurter Kollegen zu befriedigen.

Zweiundzwanzig Frankfurter Studentinnen und Studenten fuhren im September in den Orient. Belgrad, Athen, Istanbul und Ankara waren die Reisetationen. Die Bundesbahn hatte einen Sonderwagen zur Verfügung gestellt und für reibungslosen Transport gesorgt. Überall wurde die Frankfurter Gruppe, deren Reise mit der Nationalen Türkischen Studentenförderung vereinbart war, herzlich begrüßt. Auch die griechischen Kommilitonen waren gastfreundlich und wurden nicht müde, die Frankfurter Gäste auf der Akropolis herumzuführen. Man knipste die Jahrtausende alten Säulen des Parthenon und der Propyläen bei Sonnenauf- und Sonnenuntergang. In Istanbul gab es eine kleine Panne, da das Schiff mit den Frankfurtern einen Tag zu früh in den Hafen einlief, und so der geplante große Empfang durch die türkischen Studenten ins Wasser fiel. Um so großartiger ging es dafür auf den offiziellen Empfängen in Ankara zu.

Die Erfahrungen, die auf dieser zweiten Orientreise Frankfurter Studenten gemacht wurden, waren recht erfreulich. Die dabei gewonnenen Verbindungen, jene zu Universitäten und Behörden wie auch die ganz persönlichen, sollen nicht wieder abreißen. Vielleicht können sie im nächsten Jahre auf einer dritten Orientreise erneuert oder noch verbessert werden.



Noch immer gibt es in Griechenland Partisanenkämpfe. Alle strategisch wichtigen Punkte werden daher von Militär bewacht.



Der Gouverneur von Ankara brach eine Reise ab, um die Frankfurter Studentendelegation zu empfangen; ein Zeichen für die großen Sympathien, die Deutschland im Orient genießt.



Das Bibliotheksgebäude der Universität Athen.

Eine typische Szene aus dem Straßenbild einer türkischen Kleinstadt: Kleine Schuhputzer, Limonaden- und Hammelfleischverkäufer. Der Staub, den die Fahrzeuge in den ungepflasterten Straßen aufwirbeln, gilt hier noch nicht als unhygienisch.



Die Moscheen mit ihren prunkvollen Einrichtungen und kostbaren Teppichen erfreuten sich lebhaften Interesses der Reisenden. Auffallend war, daß man fast nur die arme Bevölkerung in den Moscheen beim Beten antrifft.



Das Eingangstor der Universität Istanbul am Beyazit-Platz, einem der großen Verkehrszentren der Stadt. In Istanbul sieht man fast nur die modernsten amerikanischen Automodelle.

Der Palast und die Moschee von Dolmabahçe an der Einfahrt zum Goldenen Horn gehören zu den prachtvollsten Bauwerken des vorderen Orients. Im Hintergrund des Bildes ist ein Teil der „Galata“, des neuen Stadtteils von Istanbul, zu sehen.